

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1939

5 (1.3.1939)

Die
badische
Schule

Die badische Schule

5. Folge

1. März 1939

Jahrg. 6

Herausgegeben von der Gauverwaltung des NSLB. Baden

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Prof. Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstraße 18b. Stellvertreter: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Gebhardstraße 14. Geschäftsstelle der Hauptschriftleitung: Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14.

Sachbearbeiter für: Die Grund- und Hauptschule: Dozent Wilhelm Müller, Karlsruhe, Gebhardstraße 14; Die Höhere Schule: Lehramtsassessor Werner Lütke, Karlsruhe, Welzienstraße 25; Die Handelsschule: Handelschuldirektor Dr. Alfred Schweickert, Konstanz, Gebhardsplatz 16; Die Gewerbeschule und Höhere techn. Lehranstalten: Gewerbeschulassessor Dipl.-Ing. Erich Maurer, Gaggenau, Gewerbeschule; Leibeserziehung: Hauptlehrer Emil Blum, Karlsruhe, Friedrich-Wolff-Straße 77.

Beiträge und Mitteilungen nur an die Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41, Fernruf 3813/14. Nach Annahme durch die Hauptschriftleitung gelten die Niederschriften als Eigentum der Zeitschrift. Sie dürfen nur nach Einwilligung der Hauptschriftleitung und bei genauer Quellenangabe nachgedruckt werden. Unverlangten Beiträgen ist Rückporto beizulegen.

Bücher und Zeitschriften zur Besprechung: Geschäftsstelle und Hauptschriftleitung, Karlsruhe, Sofienstraße 41. Für unverlangt eingekommene Bücher kann keinerlei Verpflichtung zur Besprechung übernommen werden.

Mitarbeiter:

Roland Betsch, Ettlingen. Dr. S. Fr. Blunck*, Altpräsident der Reichsschrifttumskammer, Mölenhoff, Post Greben. S. Claudius, M. d. A., Hamburg. Dr. Ludwig Ferdinand Claß, Ettenheim. Edwin Erich Dwinger, Seeg im Allgäu, Wiesengut Sedwigshof. Richard Euringer, Essen. Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehle, Karlsruhe, Ministerium des Kultus und Unterrichts. Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehle, Heidelberg. Professor Dr. Eugen Fischer, Universität Berlin, Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, Berlin-Dahlem. Hans Frank, Frankenhof bei Schwerin. Paul Frank, Ministerialdirektor im Ministerium des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Dr. phil. Otto Gmelin, Bensberg-Neufrankenforst. Professor Dr. S. Güntert, Universität Heidelberg. Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsberg (Wefer). Dr. phil. Dr. med. h. c. E. G. Kolbenheyer*, Solln bei München. Ministerialrat S. Kraft, M. d. A., Karlsruhe. Professor Dr. E. Kriek, Universität Heidelberg. Dr. S. Kuckuck, Eisleben, Gerbstedtstraße 22. Dr. Bernhard Kummer, Eichwalde bei Berlin. Professor W. Lacroix, Heidelberg. Professor Dr. S. Leininger, Karlsruhe. Geheimer Rat Dr. P. Lenard, Heidelberg. Professor Dr. G. Neckel, Universität Berlin. Uwe Lars Nobbe, Reutlingen. Oberbibliothekar Professor Dr. Wilhelm Oesterling, Karlsruhe. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. fr. Panzer, Universität Heidelberg. Professor Franz Philipp, Direktor der badischen Hochschule für Musik, Karlsruhe. Professor Dr. A. S. Probst, Karlsruhe. Dozent Dr. S. E. Kahner, Karlsruhe. Universitätsprofessor Dr. P. Schmitthener, Heidelberg, Minister im badischen Kabinett. Dozent Dr. A. Stegmann v. Prizwald, Marburg, Am Plan 2. Will Vesper*, Meißen. Dr. O. Wacker, Minister des Kultus und Unterrichts, Karlsruhe. Oberregierungsrat M. Walter, Karlsruhe. J. Magnus Wehner*, München. S. Zerkaulen, Dresden.

* Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung.

Inhaltsverzeichnis des Allgemeinen Teils:

Dem deutschen Erzieher. Von Lehramtsassessor Dr. Hanns Gluck, Emmendingen, Rheinstraße 59	115
Der Durchbruch zum Naturgesetz und zur Causalität. Von Lehramtsassessor Werner Lütke, Karlsruhe, Welzienstraße 25	116
Unser Kampf. Von Dr. Franz Lütke, Oranienburg bei Berlin, Wilhelmstraße 2	123
Theoderich. Von Dr. phil. Otto Gmelin, Bensberg-Neufrankenforst	124
Der Volksdichter als Volkserzieher. / Ludwig Anzengruber und Peter Rosegger (Schluß). Von Professor Dr. E. Ungerer, Karlsruhe, Schumannstraße 7	126
Ein Jahr badische Dichtung. Von Professor Dr. W. E. Oesterling, Karlsruhe-Kippurr, Kofenweg 49	131

Ein deutsches Schicksal in der Kleinstaaterei. / Aus den Reiseberichten des Pfälzers Andreas Riem. Von Dr. phil. Cornelia Prange, Freiburg i. Br., Scheffelstraße 21	133
Feierstunde für Ernst Kriek	136
Bücher und Schriften	137
Aus Sippe und Familie	140
Aus der Arbeit des Gaus.	
Mitteilungen des NSLB.	
Die Gehälter der Lehrer. / Die Grundlagen der heutigen Besoldungsordnung.	

Druckausführung: Konkordia AG. für Druck und Verlag, Bühl-Baden. Direktor W. Vesper

Die badische Schule

Hauptchriftleiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Weltzienstraße 18b

Dem deutschen Erzieher.

Von Hanns Flud.

Wie Vater, Mutter an des Kindes Wiege beten,
ergriffen und beglückt vom Hauch der Ewigkeit,
so darfst du an die Wiege unseres Volkes treten,
das dir vertrauensvoll sein Vaterrecht verleiht.

Du darfst zu ewig neuem Leben kiesen,
was blutgebunden in der deutschen Seele ruht,
du darfst in junge Menschenherzen gießen,
was unserm Volke heilig, groß und gut.

Sei stolz und pflichterfüllt! Ein solch Vertrauen
gibt dir Verantwortung für Volk und Staat.
Wie unsre Söhne einstmal's Deutschlands Zukunft bauen,
das ist - vergiß es nie! - auch Ernte deiner Saat.

Der Durchbruch zum Naturgesetz und zur Causalität.

Von Werner Lütkke.

Wir sind zeitlich noch nicht sehr weit von der Auffassung entfernt, daß Naturerkenntnis und damit auch die Naturwissenschaften losgelöst von dem Erkennenden und losgelöst von den Trägern der Naturwissenschaften betrachtet werden könnten. Auch heute wird noch von einer großen Mehrzahl der Menschen die Physik als die sichtbarste Kulturtat eines überraschenden Weltbürgertums angesehen und als schärfstes Argument gegen unsere art- und rassegebundene Lebensauffassung ins Feld geführt, um damit die Ideologien des naturwidrigen Kosmopolitismus in ein verklärendes Licht zu setzen.

Es ist darum wohl auch kein Wunder, daß eine Rasse, die überall in der Welt Bürger ist, sich mit Begierde auf die Physik gestürzt hat. Das war solange keine Gefahr, solange sie hier nur nachschaffend, nachdenkend und nachgestaltend tätig war. In dem Augenblick aber, wo sie begann, ihre bisher gehemmte Eigenart zum Durchbruch zu bringen, und die ihrer Art gemäßen Anschauungsprinzipien den unsrigen, durch die Geschichte gerechtfertigten, entgegenstellte, da war Gefahr im Verzug, Gefahr vor allem deshalb, weil die unserer Rasse angeborene Duldsamkeit gerne allen, auch fremden Ideen Tür und Tor öffnet, denn — es könnte ja etwas Wahres und Richtiges an ihnen sein. Ich erinnere mich dabei auch einer persönlichen Äußerung Philipp Lenards im physikalischen Oberseminar in Heidelberg, die diese uns eigentümliche Haltung kennzeichnet: „Anfänglich, da glaubte ich, dieser Einseitigkeit würde uns etwas Neues lehren und beschäftigte mich ernstlich und gewissenhaft mit ihm, aber je mehr ich in ihm las, desto mehr wurde mir klar, daß er ein riesig großer Lügner und Betrüger ist, da es ihm nicht auf Wahrheit ankommt.“ Lenard wurde es damit als erstem bewußt, daß es sich nicht mehr um wissenschaftliche Streitigkeiten handelte, sondern um den Kampf gegen eine fremde Natur- und Weltanschauung, von dessen Entscheidung mehr abhängt als das Für oder Wider die Relativitätstheorie. Hier werden mit den Zumutungen über Raum und Zeit die Fundamente unseres Schaffens und schöpferischen Gestaltens, der Glaube an uns selbst, unterwühlt. Darum ist es unsere Aufgabe, immer klarer zu zeigen, daß es keine über Völker und Rassen hinweggreifende Entwicklungsgeschichte der Naturwissenschaften gemäß dem liberalen Fortschrittsgedanken gibt, in der Aristoteles, Kepler, Galilei, Newton und Einstein nur Glieder wären, sondern daß die Geschichte der an den Tatsachen immer wieder bewährten Physik alle in die Geschichte des Werdens unserer Naturerkenntnis ist und ihr darum auch eine Konstanz der Anschauungs- und Forschungsprinzipien innewohnt, wie sie der Summe unserer Anlagen und damit unserer Seele entspricht.

Schöpfung und Tat des Einzelmenschen sind der sichtbare Ausdruck seiner Seele. Kulturschöpfungen und Kulturtaten sind die formgewordene Gestalt des Seelentums und Lebensgefühls einer Art. Sie ist augenfällig in den Monumenten der Vergangenheit. So auch in den Schöpfungsakten der Naturwissenschaften. Im Anblick der Geschichte dieses Werdens, der Kräfte, die hier schöpferisch gestalten, erkennen wir uns und aber auch die hemmenden und lähmenden fremden Kräfte. Im Kampfe gegen diese fremden Kräfte ist die Naturforschung geworden. Mord, Inquisition, Scheiterhaufen, Gefängnis konnten die Träger unserer Natur- und Lebens-

anschauung vernichten. Ihr Seelentum aber hat uns die Geschichte bewahrt in ihrer Schöpfung, Haltung und Tat. Und wir, wir erleben heute noch in uns die gleiche Sehnsucht und die gleichen Kräfte wirksam. Wir sind Menschen ihrer Art geblieben. Diese Geschichtserkenntnis ruft uns heute auf gegen eine andere, artfremde, die unsrige zerstörende Naturanschauung, die sich verbreitet und das Gift des Zweifels und Unglaubens in uns und unter uns gesät hat. Und wie leicht sind wir für Zweifel empfänglich! Faust in uns! Immer aber haben wir uns wieder aus Zweifeln zu einem neuen und gesicherteren Anfang hindurchgerungen. Widerstands- und Verteidigungswillen und neues Schaffensgefühl erwachten immer wieder aus dieser Selbstüberprüfung, zu der wir gezwungen wurden.

Überprüfen wir uns selbst an der Geschichte!

Jeder Erkenntnis geht ein Erlebnis voraus, jeder Naturerkenntnis das Naturerlebnis. Das Erlebnis aber wird getragen von der inneren Schaukraft unserer Seele und ist darum artgebunden. Diese Artgebundenheit gibt den gesunden, innerlich nicht zeretzten Naturforschern Kraft, Selbstsicherheit und Selbstvertrauen, die geistige und seelische Haltung, die wir an unseren großen Naturforschern bewundern müssen. Sie ist das Geheimnis, das ihr Denken trägt, der feste Grund, in dem ihre Denkprinzipien und Denkmethode wurzeln, und an denen sie auch nicht im mindesten aus metaphysischen, erkenntnistheoretischen oder sonstigen rationalistischen Klugeleien heraus zweifeln brauchen, denn sie sind ihrer Art gerecht.

Johannes Kepler, der uns die wunderbare Gesetzmäßigkeit der Himmelsbewegungen zur Erkenntnis gebracht hat, offenbart uns sein Erlebnis, das seine Erkenntnis trägt: „Nicht der Einfluß des Himmels ist es, der jene Erkenntnis in mir geweckt hat, sondern sie ruhten gemäß der Platonischen Lehre in der verborgenen Tiefe meiner Seele und wurden nur geweckt durch den Anblick der Wirklichkeit. Das Feuer des eigenen Geistes und Urteils haben die Sterne geschürt und zu rastloser Arbeit und Wißbegierde entfacht: nicht die Inspiration, sondern nur die erste Anregung der geistigen Kräfte stammt von ihnen!“

So stellt Kepler selbst die inneren Kräfte seiner Forschung heraus, die ihn zum nimmer ermüdenden und genauen Beobachten in der Natur trieben.

Die Leidenschaft, die Natur anzusehen, so wie sie ist, und nicht, wie man sie gerne gestaltet haben möchte, ist das auffallendste Merkmal der germanischen Rasse. Der Germane ist getrieben von der Sehnsucht, die Natur zu erfahren, im Gegensatz z. B. zum Späthellenen, der zu einer fertigen, abgeschlossenen Gestaltung drängt. Die aristotelische Naturanschauung will ein fertiges, in sich logisches Lehrgebäude, wie etwa Euklids Geometrie. Für sie ist der Standpunkt des Menschengesistes über der Natur, und von diesem aus wird das gesamte Naturgeschehen von dem ersten Anfang in einer zweckmäßig geordneten Stufenleiter bis zur obersten Vollkommenheit überschaut. Diese Stellung des Menschengesistes außerhalb der Natur führt zur Eigenwilligkeit des Späthellenen ihr gegenüber und damit zur Oberflächlichkeit

¹ Harmonice mundi, lib. IV, cap. 7.

in der Naturbeobachtung und zur Beschränkung des Wissens von ihr. Dieses Anschauungsprinzip nach dem Gesichtspunkt der aufsteigenden relativen Vollkommenheit wurde dann von der Kirche als allgemein menschliches Denkprinzip in ihren Lebenskreis des Völkerdurcheinander übernommen und konnte hier nicht als seelisch verwurzelte Eigenart, sondern nur noch als logisch-systematische und philosophisch-dogmatische Theorie über 15 Jahrhunderte ein unfruchtbares Dasein fristen, bis der Germane seine Eigenart, die Natur anzuschauen und die Erscheinungen zu ordnen, zum Durchbruch brachte.

Dieser Durchbruch bedeutete nichts weniger als der Sieg des germanischen Geistes über das seelenentwurzelte und darum auch in naturentfremdeter Vergeistigung verlorene Lehrsystem einer aus dem Völkerdurcheinander des römischen Weltreichs übriggebliebenen Macht. Mit diesem Durchbruch wurde wohl das größte Schöpfungswerk unserer Art, das Naturgesetz, und das uns artgerechte Anschauungsprinzip von dem Allzusammenhang der Erscheinungen und Gesetze nach Ursache und Wirkung, das Gestaltungsprinzip einer neuen Ordnung, nicht bloß in unserem Kulturkreis und nicht bloß in den Händen einiger Naturforscher. Alle Wirkungsformen menschlichen Schaffens und Handelns wurden hinfort von ihm erfüllt. Ja der Mensch selbst wurde durch dieses in die Natur hineingestellt. Und wer wollte leugnen, daß es heute sogar das Gestaltungsprinzip unserer politischen Ordnung geworden ist?

Ich kann diesen Durchbruch an keiner Gestalt der Vergangenheit besser zum Erlebnis bringen als an Johannes Kepler und seinem Schaffen, weil wir in ihm selbst das Ringen um eine arteigene Naturanschauung gegen eine überlagerte fremde Lehrmeinung erleben.

In seinem Jugendwerk „Mysterium cosmographicum“ ist er noch ganz im hellenischen Formprinzip befangen. Zur damaligen Zeit waren sechs Planeten bekannt: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn. Kepler suchte diese Zahl sechs mit den fünf Platonischen Körpern, den regulären Polyedern, die von allen Körpern die größte Symmetrie haben und darum die vollkommensten seien, in Beziehung zu bringen, denn diese Zahl fünf genieße eine Vorzugsstellung, da es nur fünf solcher Körper höchster Symmetrie gäbe. Er dachte sich darum die fünf Zwischenräume zwischen den sechs Planetenbahnen, die ja entsprechend dem hellenischen Form- und Harmoniebegriff Kreise sein mußten, durch die fünf Platonischen Körper gefüllt.

Die sechs Planetenbahnen, die lägen auf sechs Kugeln, mit der Sonne im Mittelpunkt, und würden mit diesen im Umschwung um die Sonne geführt. Der innersten Merkurbahnkugel wäre ein reguläres Oktaeder umbeschrieben. Die Venusbahnkugel ginge durch die Ecken dieses Oktaeders, so daß Merkurbahnkugel und Venusbahnkugel durch dieses Oktaeder getrennt wären. Ebenso wären Venusbahn- und Erdbahnkugel durch das Ikosaeder, die Erdbahn- und Marsbahnkugel durch ein Dodekaeder, Marsbahn- und Jupiterbahnkugel durch ein Tetraeder, Jupiterbahn- und Saturnbahnkugel durch einen Würfel getrennt.

Wie stimmte nun diese formal mathematische Spekulation mit den von Kopernikus schon angegebenen Beobachtungsergebnissen über die Abstände der Himmelskörper voneinander überein?

Ich stelle die aus der Keplerschen theoretischen Polyederkonfiguration errechneten Abstandsverhältnisse den beobachteten Abstandsverhältnissen gegenüber.

Zwischen	Errechnete Abstandsverhältnisse	Beobachtete Abstandsverhältnisse
Jupiter—Saturn . . .	0,577 : 1	0,635 : 1
Mars—Jupiter . . .	0,333 : 1	0,333 : 1
Erde—Mars . . .	0,795 : 1	0,757 : 1
Venus—Erde . . .	0,795 : 1	0,794 : 1
Merkur—Venus . . .	0,577 : 1	0,723 : 1

Dieses geschichtliche Schulbeispiel zeigt uns, daß eine rein mathematische Spekulation, wie es die Keplersche Polyederkonfiguration ist, vielfach mit der Erfahrung formal übereinstimmen kann, ohne daß dieser Theorie darum ein Wahrheits- und Wirklichkeitswert zuzukommen braucht. Kepler glaubte damals fest, daß die Verwandtschaft zwischen seiner mathematischen Spekulation und der Erfahrung nur deswegen in Erscheinung trete, weil Gott bei der Schöpfung der Welt die harmonischen Körper vor Augen gehabt hätte. So sehen wir ihn noch ganz in der hellenischen Naturanschauung verstrickt, nach der alles in einem völlig übersichtbaren logischen System eingerichtet wäre. Aber er gibt sich nicht endgültig mit dieser hellenischen Dogmatik zufrieden. Sein Auge ist direkt an die Natur herangeführt. Die Unstimmigkeiten zwischen seiner Theorie und der Beobachtung lassen ihn immer wieder an der Polyederkonfiguration herumodeln. Eine leidenschaftliche Treue zu den beobachteten Tatsachen läßt ihn nicht mehr los. Die anthropomorphische Oberflächlichkeit hellenischer Naturbeobachtung hätte sich gewiß mit der weitgehenden Übereinstimmung zufrieden gegeben. Kepler aber zwingt nicht die Natur in den Rahmen seiner Polyederkonfiguration, sondern in ihm lebt schon, wenn auch noch überdeckt, der unbedingte Gehorsam des Germanen der erfahrbaren Natur gegenüber, und läßt ihn von dem spekulativen Glauben an eine ohne weiteres zu findende Weltharmonie hindurchdringen zu dem Naturgesetz. „Auch ich“, sagte er, „spiele mit Symbolen und habe ein Werk erfunden, das den Titel ‚Cabala geometrica‘ führen soll... aber ich spiele so, daß ich niemals vergesse, daß es sich nur um ein Spiel handelt. Denn durch Symbole wird nichts bewiesen; kein Geheimnis der Natur wird durch geometrische Symbole enthüllt und ans Licht gezogen. Sie liefern uns nur Ergebnisse, die schon zuvor bekannt waren, wenn nicht durch sichere Gründe dargetan wird, daß sie nicht lediglich Gleichnisse sind, sondern daß sie die Art und die Ursachen der Verknüpfung der beiden miteinander verglichenen Dinge zum Ausdruck bringen.“

Durch sein Festhalten an gewissenhaften Beobachtungen in der Natur und durch die damit Hand in Hand gehende Nachprüfung seiner Rechenergebnisse wurde er in ein neues Forschungsprinzip geradezu hineingezogen, das für alle nachfolgende Naturforschung richtunggebend wurde und ihn in direkten Gegensatz zu den Aristotelikern führte. „Dieses Sichwenden an die Natur — diese neue Geistesorientierung, eine Großtat der germanischen Seele — bedeutet eine gewaltige, ja, eine geradezu unermessliche Bereicherung des Menschengesistes: denn es versorgt ihn unerschöpflich mit neuem Stoff (d. h. Vorstellungen) und neuen Verknüpfungen (d. h. Ideen). Nunmehr trinkt der Mensch unmittelbar aus der Quelle aller Erfindung, aller Genialität. Das ist ein wesentlicher Zug unserer neuen Welt, wohlgeeignet, uns Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen einzulösen.“

² J. Kepler, Opera omnia, I p. 378.

³ S. St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 908.

Von Tycho de Brahe hatte Kepler die umfangreichen und außerordentlich genauen Beobachtungsergebnisse der Marsbahn übernommen. Diese stimmten bis auf acht Winkelminuten nicht mit der errechneten Kreisbahn überein. Um diese kleine Differenz von acht Winkelminuten zwischen Beobachtung und Rechnung zu beseitigen, brach Kepler mit dem hellenischen Vorurteil zugunsten des Kreises als vollkommenste Figur und ersetzte die Kreisbahn solange durch eiförmige Bahngestalten, bis er schließlich in der Ellipse mit der Sonne in einem der beiden Brennpunkte die mit der Beobachtung übereinstimmende Marsbahn fand. Sein Glaube an die Einfachheit der Natur und die Ahnung eines inneren Wesenszusammenhanges aller Planeten erweiterten diese Erkenntnis von der Marsbahn zu dem Naturgesetz: „Alle Planeten bewegen sich in Ellipsenbahnen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht.“

Die Harmonie liegt nicht mehr in den Zahlen oder in der Figur des Kreises als der „vollkommensten“ Figur, sondern vielmehr darin, daß die Vielheit der Planeten sich nach der Einheit des mathematischen Gesetzes richtet. Dieser Schritt Keplers von der antiken Ansicht, daß eine vollkommene Harmonie und vernünftige Ordnung nur im Bilde des Kreises erschaut werden könnte, zu dem durch gewissenhafte Beobachtung gefestigten Naturgesetz von der elliptischen Bahn aller Planeten bedeutet für ihn und die nachfolgende Naturforschung der Durchbruch vom teleologischen Anschauungs- und Ordnungsprinzip zu dem der germanischen Seele artgerechten Anschauung eines ursächlich verknüpften Allzusammenhanges und der daraus sich ergebenden Neuordnung der Naturerscheinungen im Naturgesetz.

Zugleich mit seinem ersten Gesetz fand Kepler das zweite, das von den ungleichförmig-beschleunigten Bewegungszuständen innerhalb der Ellipsenbahnen handelte: „Der Fahrstrahl Sonne — Planet bestreicht in gleichen Zeiten gleiche Flächen.“

Kepler wurde es klar, daß man die beiden Gesetze gar nicht mehr unmittelbar in einem einzigen einheitlichen Gesamtbild erfassen konnte, so wie es in der hellenischen Naturauffassung möglich war. Aber die innere Anschauung und die Ahnung eines alles verbindenden Wesenszusammenhanges, die ihn diese Gesetze finden ließen, mußten ihm gerade durch diese Gesetze bewußt werden. Die sechs Planeten, die in ihrer Vielheit sich nach der Einheit dieser mathematischen Gesetze um die Sonne bewegen, konnten nicht voneinander unabhängige Zufälligkeiten sein. Es mußte ein innerer Zusammenhang bestehen, der die verschiedenen Naturgesetze zu einem neuen Ordnungssystem und damit zu einem Ganzen verbindet. Kepler ringt um einen neuen Ursachenbegriff, dessen Bedeutung nicht mehr im spekulativen Gebrauche, sondern nur in der Erfahrung liegt.

„Ich bin nicht der erste, den die unnütze Frage gequält hat, warum der Tierkreis an eine bestimmte Stelle des Raumes versetzt worden ist, da ihm doch unendlich viele andere Lagen hätten angewiesen werden können.“ Ein ähnliches Problem findet sich bei Aristoteles: „Warum bewegen sich die Planeten in einem bestimmten Sinne statt in einem entgegengesetzten? ...“, worauf er selbst die Antwort gibt, daß die Natur unter den möglichen Fällen stets das Beste auswähle, daß es aber den Himmelskörpern vorzüglicher sei, sich nach vorwärts als nach rückwärts zu bewegen. Eine törichte Auskunft; denn bevor die Bewegung, bevor die Körper existierten, gab es keinen Unterschied des Sinnes und der Richtung, gab es kein Vor- und Rückwärts.“⁵ 25 Jahre nach der ersten Aus-

⁵ *Mysterium cosmographicum*, 2. Ausgabe (1621).

gabe seines „*Mysterium cosmographicum*“ sieht also Kepler selbst die umfassende Frage nach der Ursache des Seins, die ihn noch bei seiner Polyedertheorie geleitet hatte, für sinnlos an und nähert sich der Kantischen Formulierung: „Kausalität hat gar keine Bedeutung und kein Merkmal ihres Gebrauchs, als nur in der Sinnenwelt“ und verliert „in bloß spekulativem Gebrauche alle Bedeutung, deren objektive Realität sich in concreto begreiflich machen ließe.“

Auf der Suche nach dem geahnten inneren Zusammenhang der die Vielheit der Planeten zu einer Einheit zusammenfaßt, fand Kepler sein drittes Gesetz: „Es verhalten sich die Quadrate der Umlaufzeiten der verschiedenen Planeten zueinander wie die Kuben der großen Achsen ihrer Bahnen.“ Die Planeten waren damit durch ein mathematisch-physikalisches Gesetz, das der Natur durch gewissenhafte Beobachtung abgelauscht war, und nicht mehr durch die spekulative dogmatische Polyedertheorie untereinander verknüpft. Es war ein zahlenmäßiger Zusammenhang zwischen den verschiedenen Planeten schon hergestellt. Das letzte war damit noch nicht erreicht. Diese überraschende Gesetzmäßigkeit aber, die die Vielheit der Planeten untereinander verbindet, zusammen mit den beiden ersten Gesetzen mußte mit zwingender Notwendigkeit durch einen inneren Zusammenhang begründet sein; und zwar rang sich auch hier schon Kepler von den anthropomorphischen Anschauungen der Aristoteliker zu der uns arteigenen Vorstellung von der Kraft als Ursache durch: „Einst nämlich glaubte ich, daß die Ursache, die die Planeten bewegt, im absoluten Sinne eine Seele sei, da ich von den Lehren J. C. Scaligers über die bewegenden Intelligenzen erfüllt war. Aber als ich genau erwog, daß diese bewegende Ursache mit der Entfernung von der Sonne schwächer wird, da habe ich geschlossen, daß diese Kraft irgend etwas Körperliches sei, wenn nicht im eigentlichen, so doch im übertragenen Sinne des Wortes.“⁶ Kepler erkennt also schon die Kraft als die einheitliche Ursache der Bewegung. Er konnte allerdings diese seine Kraftvorstellung noch nicht so bereinigen, daß er die Beziehung von Kraft und Trägheit durch ein mathematisches Gesetz streng fassen konnte. Dazu mußten erst die grundlegenden Arbeiten seines Zeitgenossen Galilei vorausgehen, ehe es dann dem großen Engländer Newton gelingen konnte, die drei Keplerschen Gesetze als Teil des übergeordneten Gravitationsgesetzes zu erkennen. Immerhin hatte er die innere Anschauung vom Walten der Schwere so Jahre vor Newton schon: „Nun aber scheint die von der Sonne ausströmende Kraft im quadratischen oder kubischen Verhältnis der Abstände zu- oder abzunehmen“; oder: „Die Kraft, die den Planeten auf seiner Bahn bewegt, wird mit zunehmender Entfernung von ihrer Quelle schwächer. Sie hat in der Sonne ihren Sitz.“⁷

Ich will noch einmal zusammenfassend darstellen, wie weit durch Kepler der Begriff des Naturgesetzes gefördert und geklärt wurde. Er hat sich aus der Befangenheit des teleologischen Ordnungs- und Anschauungsprinzips gelöst. Ihm genügt nicht die rohe und grobe Betrachtungsweise des sinnlichen Materials durch die Aristoteliker zugunsten ihres „Vollkommenheitsideales“. Treue und gewissenhafte Beobachtung und Messung führen ihn zu dem völlig neuen Begriff des Naturgesetzes als einer Aussage über räumlich-zeitliche Vorgänge in der Natur. Die Vielheit der Planeten folgt der Einheit mathematischer Gesetze, die ihrerseits wieder einen inneren Seinsgrund haben, der allerdings von Kepler noch

⁶ Kant: Kritik der reinen Vernunft.

⁷ *Mysterium cosmographicum*, 2. Ausgabe (1621), Anmerkungen.

⁸ *Astronomia nova*.

nicht begrifflich geklärt wurde. In seinen Werken erleben wir das Ringen der gegensätzlichen Naturanschauungen in seiner eigenen Person, und wie er selbst immer wieder in anerzogenen Vorstellungen von der Harmonie und Vollkommenheit verstrickt bleibt, so daß ihm seine innere Umkehr zu einer völlig neuen Naturanschauung gar nicht bewußt wird. Er ist nur beglückt über die sich daraus unbewußt entwickelten Naturerkenntnisse: „Was ich vor 22 Jahren, gleich nachdem ich die fünf regulären Körper zwischen den Himmelsbahnen gefunden hatte, geahnt habe... die Harmonie des Himmels... das habe ich endlich unter dem Beistande des höchsten Gottes, der meinen Geist erleuchtete, das heiße Verlangen danach entzündete, Leben und Anlagen dazu schenkte, ... das habe ich endlich ans Licht gebracht und über alle Erwartung für wahr befunden, daß all die Harmonie, welche ich im dritten Buche auseinandergesetzt habe, unter den himmlischen Bewegungen vorhanden ist, obschon nicht ganz so, wie ich anfänglich dachte, sondern — und das ist nicht meine geringste Freude — etwas anders, aber zugleich schöner und vortrefflicher. Nachdem nun vor achtzehn Monaten mir das erste Licht, vor dreien der gewünschte Tag und vor wenigen Tagen die Sonne selbst im vollen Glanze aufging: so hält mich nichts mehr zurück, mich dem vollen Jubel hinzugeben, mit dem offenen Geständnis unter den Menschen einherzuwandeln, daß ich die heiligen Gefäße der Ägypter entwendet habe, um meinem Gott einen Altar daraus zu bauen, fern von Ägyptens Grenzen. Wenn ihr mir dies verzeiht, soll es mich freuen; wenn ihr mir deshalb zürnt, werde ich's ertragen. Seht! ich werfe den Würfel und schreibe das Buch. Ob es die Mitwelt, ob es die Nachwelt lesen wird, gilt mir gleichviel... Mag es seinen Leser in hundert Jahren erwarten, hat doch Gott selbst sechs Jahrhunderte lang den erwartet, der sein Werk beschaute.“

Solche Worte sprechen von der Selbstsicherheit und dem Selbstvertrauen einer inneren Schaukraft geborenen Erkenntnis, sie sind der Begeisterungstrunkene Ausdruck des Durchbruchs der arteigenen Naturanschauung.

Wie schon gesagt, war Kepler auch von der Ahnung des Zusammenhangs aller Bewegungserscheinungen durch die Vorstellung der Kraft erfüllt. Der Klärung dieses Begriffes mußte aber die Ergründung der Naturerscheinungen des freien Falles und des Wurfes durch Galilei vorausgehen. War Kepler immer noch in die überkommenen Vorstellungsweisen befangen, so sehen wir Galilei schon im vollen Bewußtsein unserer, der aristotelischen völlig entgegengesetzten Naturanschauung.

Aristoteles hatte die Mannigfaltigkeit der Bewegungserscheinungen geordnet, indem er entsprechend der Vorstellung der Pythagoreer von der Zahl Drei als der Zahl der Allheit und Vollkommenheit drei Bewegungsarten annahm, die kreisförmige, die geradlinige und die aus diesen beiden gemischte Bewegungsart. Die kreisförmige, die geradlinig nach oben und die geradlinig nach unten gerichtete Bewegung machten in ihrer Dreiheit wieder die Gesamtheit der einfachen Bewegungen aus. Die Körper nun hatten den Trieb zu diesen Bewegungsarten, und zwar machten die einfachen Körper unter ihnen, das sind Feuer, aufwärts gerichtet, und Erde, abwärts gerichtet, die einfachen Bewegungen, die zusammengesetzten Körper die gemischte Bewegung. So ordnete Aristoteles die Vielheit der Bewegungserscheinungen. Die Bewegung wurde in ihrem geometrischen Verlauf als greifbares Ganzes erfaßt, das eigentlich Dynamische beim Geschehen der

* Harmonice mundi, liber V.

Bewegung entzieht sich der Vorstellungswelt des Zellenen. Funktionales und infinitesimales Anschauungsvermögen mangeln ihm. Das ist aber gerade notwendig, wenn in der Natur nicht bloß das Seiende, sondern das Geschehen, nicht bloß die Bewegung als Gesamterscheinung, sondern in ihrem inneren Ablauf erkannt werden soll.

So sehen wir Galileis Hauptleistung gerade darin, daß er unsere unmittelbare Anschauung des immer rascher fallenden Steines in die bewußte Form einer Naturerkenntnis zu bringen verstand, indem er die begrifflichen Voraussetzungen für die mathematische Erfassung der sich in jedem Augenblick, also infinitesimal, ändernden Geschwindigkeit schuf. Der fallende Stein muß von der Ruhe aus durch alle unendlich vielen Stufen der Geschwindigkeit hindurch, ohne daß er dabei auf einer Stufe verweilt. Der Durchgang erfolgt in einem einzigen Augenblick. Wie sollte man aber diese Augenblicksgeschwindigkeit begrifflich fassen, um sie auch messen zu können? Mit diesem infinitesimalen Problem war gleichzeitig das Bedürfnis einer neuen Rechnungsart, der Differentialrechnung, gegeben. Galilei umgeht das infinitesimale Problem, das ihm die Anschauung stellt, indem er als Augenblicksgeschwindigkeit die Geschwindigkeit festsetzt, die der Körper haben würde, wenn der Trieb zum Ziele hin aufhören würde. Die Änderung der Geschwindigkeit erfaßt er durch den Begriff der Beschleunigung als der Geschwindigkeitszunahme in der Sekunde, die er als immer gleichbleibend erkannte. Die beiden Begriffe der Augenblicksgeschwindigkeit und der Beschleunigung sind also der unmittelbaren Anschauung des immer rascher fallenden Steines entnommen und damit der Erfahrung so gut angepaßt, daß damit sowohl die Änderung des Bewegungszustandes und die Ortsveränderung mit der Erfahrung übereinstimmend mathematisch beschrieben werden konnten.

Es ist nun allerdings nicht so, daß Galilei von vornherein die zur Beschreibung der Fallbewegung geeignete Begriffsbildung hatte. Lange Jahre suchte er die Geschwindigkeitsänderung auf den dazwischenliegenden Weg und nicht wie später auf die dazwischenliegende Zeit zu beziehen, ohne damit die Erscheinung des freien Falles erfolgreich mathematisch erfassen zu können. Erst als er die Geschwindigkeitsänderung auf die Zeit bezog, konnte er den gesetzlichen Zusammenhang zwischen Weg und Zeit aufklären und fand, daß der Fallweg mit dem Quadrat der Zeit wächst. Indem Galilei diesen gesetzlichen Zusammenhang experimentell prüfte, erwies er so durch die Erfahrung die Berechtigung seiner neuen Begriffsbildung. In die Stelle der Ordnung der Bewegungen nach dem „harmonischen“ Spiel der ganzen Zahlen ist die die Naturvorgänge in jedem Augenblick beschreibende mathematische Abhängigkeit getreten, und dadurch wurde die aus unserer unmittelbaren dynamischen Naturanschauung gewordene Naturerkenntnis von der gleichförmig beschleunigten Bewegung in ein Naturgesetz geprägt. Die Vielheit der Bewegungen war durch Galilei in die Einheit eines mathematischen Gesetzes gezwungen.

Galilei hat völlig das teleologische Harmonieideal als Richtlinie seiner Forschung ausgeschaltet. Er sagt, er habe niemals die Chroniken, Adelsregister der geometrischen Figuren studiert, könne somit nicht entscheiden, welche unter ihnen von älterem und höherem Range seien. Vielmehr glaube er, daß sie alle in ihrer Art vollkommen und altherwürdig oder besser gesagt, daß sie an sich weder edel noch unedel, weder vollkommen noch unvollkommen seien⁹.

⁹ Il saggiaiore, s. IV p. 293.

Man stellt in der Geschichte der Naturwissenschaften Galilei als den Begründer der Physik heraus. Sein Fallgesetz und sein Gesetz von der Zusammensetzung der Bewegungen durch das Bewegungsparallelogramm und die vielen von ihm erkannten Einzeltatsachen erscheinen, an der Genialität der Keplerschen Gesetze gemessen, nicht so wunderbar. Insofern aber Galilei in seinem Gesamtwerk sich des Gegensatzes seiner Anschauung von der Natur zu der des Aristoteles bewußt ist und die diesem Anschauungsprinzip entsprechenden Arbeits- und Erkenntnismethoden in ihrer völligen Andersartigkeit selbst und artbewußt entwickelt und herausstellt und die unserer inneren Schaukraft entsprechende Neuordnung der Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen einleitet, ist es ein berechtigtes Vorgehen des Historikers, ihm die Würde des Begründers der Physik zu verleihen. Wir dürfen aber nicht aus dem Auge verlieren, daß er trotz dieser Herausstellung mitten in der Lebens- und Kampfgesellschaft jener Männer steht, die vor ihm und mit ihm leidenschaftlich um den Durchbruch unserer Naturanschauung mit sich und gegen die hemmende Umwelt gerungen haben, bis zu deren Bewußtwerdung und Gestaltwerdung in der neuen Naturerkenntnis und ihrer Methode: „Scotus Erigena“, Roger Bacon, Lionardo da Vinci, Kopernikus, Jordanus Brunus, Kepler und andere.

Die Keplerschen Gesetze, die die Vielheit der Planeten den gleichen Gesetzen unterwarfen und auch einen Zusammenhang der Planeten untereinander offenbarten, haben schon die klare Anschauung von einem inneren Seinsgrund, der alle miteinander verflucht, nahegelegt, und Kepler hat diesen Seinsgrund schon in einer Kraft gesehen, die dem Körper und nicht, wie Aristoteles glaubte, dem Orte im Raume angehören muß, an dem der Körper hingezogen wurde, weil er aus Gründen des wohlgeordneten Baues des Weltgebäudes dorthin gehörte.

Durch die Entdeckung der Bewegungsgesetze durch Galilei war die Frage gestellt, ob die Ursache, die die Planeten in ihren Bahnen hält, ihrem Wesen nach dieselbe ist, wie die, welche die Körper auf die Erde fallen läßt. Zur Klärung dieser Frage überträgt Newton Galileis Wegzeitgesetz und Satz vom Geschwindigkeitsparallelogramm, mit deren Hilfe der schiefe Wurf eines irdischen Körpers der Wirklichkeit entsprechend beschrieben wird, auf Himmelskörper und denkt sich die Mondbahn so zustande gekommen. Indem er auf diese Weise die irdische Mechanik mit der kosmischen verbindet, gelingt ihm, die Beschleunigung, die der Mond gegen die Erde hin erfährt, aus der Umlaufzeit des Mondes und aus dem Mondbahnhalbmesser zu errechnen. Beim Vergleich dieser errechneten Beschleunigung mit der Erdbeschleunigung ergab sich, daß sie 3600mal kleiner ist als diese, und da die Entfernung des Mondes 60 Erdradien beträgt und $60^2 = 3600$ ist, war damit erkannt, daß die Beschleunigung abnimmt mit dem Quadrat der Entfernung. Diese Erkenntnis fand ihre tiefgreifende Bestätigung durch die Tatsache, daß sich die in der Erfahrung gewonnenen Keplerschen Gesetze daraus als deduktiv mathematische Konsequenzen herleiten ließen. Damit war die Gleichheit der Ursache erwiesen, die einen Stein beschleunigt auf die Erde fallen läßt, die den Mond in seiner Bahn um die Erde hält und die die Planeten in ihre Ellipsenbahnen um die Sonne zwingt. Diese gemeinsame Ursache der Geschwindigkeitsänderungen nach Größe und Richtung erkannte Newton in einer Kraft, der alle Materie unterworfen ist. Genommen ist sein Kraftbegriff aus unserer dunklen Vorstellung des Zusammenhanges zwischen unserer Muskelkraft und ihren Wirkungen. Vereintigt und definiert als die wirkende Ursache für jede Geschwindigkeitsänderung, ist der Kraftbegriff geeignet, zusammen mit dem Massenbegriff als Maß für das Sträuben eines Körpers gegen Geschwindig-

keitsänderung alle Bewegungsercheinungen in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit durch die Einfachheit und Einheit eines einzigen mathematischen Gesetzes zu erfassen. Der geahnte Allzusammenhang zwischen den beobachteten Naturgesetzen hatte damit seine begriffliche Form gefunden.

Ich habe zur Darstellung des Werdens unserer Naturerkenntnis den geschichtlichen Werdegang der Erkenntnisse von den Bewegungsercheinungen und ihrem inneren Zusammenhang gewählt; denn die Geschichte gewährt uns allein den Einblick in das Schaffen, Gestalten und Formen unserer Naturanschauung durch unsere großen Naturforscher und offenbart uns allein den inneren, seelisch bedingten Zusammenhang zwischen Eigenart und artgemäßer Forschungsmethode.

Wir sahen Kepler als germanischen Menschen in der ersten Ausgabe seines *Mysterium Cosmographicum* ähnlich dem hellenischen Vorbild die umfassende Frage nach den Ursachen des „Seins“ stellen. Die dynamische Schaukraft des Germanen, der Natur immer näher kommen und sie erkennen zu wollen wie sie ist, trieb ihn zur Beobachtung und ließ seinen Versuch der formellen Gestaltung des Planetensystems durch die Polyedertheorie an der Erfahrung scheitern. Das Germanische in ihm rang sich zu seiner arteigenen Naturanschauung durch, schuf seine Methoden der Naturforschung und stellte die Frage nach dem ursächlichen Zusammenhang neu. Seine hingebungsvolle Treue zur Natur, die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit ihr gegenüber lassen ihn immer wieder an dem nach hellenischem Muster gefertigten rationalen Gebäude der Polyederkonfiguration modeln, 17 Jahre lang probieren, eiförmige Gebilde erfinden, sie der Erfahrung anpassen, solange, bis er die Ellipsen als Planetenbahnen erkannte.

Jahrelang mühte sich Galilei, erdachte probeweise der Erfahrung angepaßte Begriffe, bezog die Geschwindigkeitsänderung zuerst auf den Weg, bis er dann in der Geschwindigkeitsänderung, bezogen auf die Zeit, den Begriff gefunden hatte, der den freien Fall mit der Erfahrung übereinstimmend richtig beschrieb.

20 Jahre lang trug Newton seine Vorstellung von der Abnahme der Beschleunigung mit dem Quadrat der Entfernung mit sich herum, prüfte sie durch Rechnung, die von bekannten Beobachtungsergebnissen ausging, verwarf sie, obwohl sie die Keplerschen Gesetze formal richtig erklärte, als seine erdachte Vorstellung mit der Rechnung nicht übereinstimmte, stellte die Rechnung erneut an, als genauere Beobachtungen und Messungen des Erdumfangs durch den Franzosen Picard vorlagen, und sah schließlich seine Gewissenhaftigkeit und Treue durch die Übereinstimmung seiner Vorstellung mit der Erfahrung belohnt.

So zeigt uns die Geschichte unserer Naturforschung, wie durch die Wahl gut geeigneter Vorstellungen und Begriffe, die durch dauerndes Anpassen und Angleichen an die Erfahrung geformt und gestaltet werden, Naturerkenntnis erst möglich wird, indem die Erfahrungsgesetze als einfacher mathematisch quantitativer Zusammenhang zwischen diesen Begriffen Ordnung in die unendliche Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen bringen.

Die Vorstellungen und Begriffe sind Gebilde schöpferischer Phantasie, die der geniale Naturforscher zu der Wirklichkeit, zu den Naturerscheinungen hinzuerfindet, nicht um die Erfahrungstatsachen zu erklären, wie man gemeinhin annimmt, sondern um unsere unmittelbare Schau in bewußte Gestalt zu bringen. Hier in der schöpferischen Gestaltung der Vorstellungen und Begriffe ist die Stelle des Erkenntnisvorgangs, wo die Persönlichkeit mit ihrer Anlage und Begabung einsetzt. Lenard zeichnet dies in seiner „Deutschen Physik“ mit folgen-

den Worten: „Wer forschend Gott in der Natur näher kommen will, der hat wohl, neben angeborenem folgerichtigen Denken und ererbtem Entzücken an der Versenkung in beobachtbare Wirklichkeiten mit dem unbändigen Drang nach Verstehen derselben, unermüdblichen Fleiß nötig, auch draußgängerischen Unternehmungsgeliste, dazu die Einbildungskraft von zehn Dichtern, noch viel mehr aber grenzenlose Bescheidenheit dem großen Unbekannten gegenüber, dem allein er selbstlos mit Treue ergeben dienen will.“¹⁰

Die kühnen Gebilde germanischer Einbildungskraft, wie die Masse und die Anziehungskraft, die als imaginäres Etwas der Materie angehören, ermöglichen es, „die Verhältnisse konkreter Tatsachen zu bestimmen, denen sonst gar nicht beizukommen gewesen wäre“, sagt Houston Stewart Chamberlain¹¹. Chamberlain sieht darin auch gerade die besondere Anlage des Germanen, die erst eine Naturerkenntnis von so großem Wahrheitswert möglich gemacht hat: „Bei den Griechen war der Respekt des Menschen vor sich selbst, vor seiner menschlichen Natur das Maßgebende; Gedanken zu hegen, die nicht in allen Teilen denkbar waren, dünkte ihm Verbrechen am Menschentum; der Germane dagegen empfand ungleich lebhafter als der Hellene den Respekt vor der Natur (im Gegensatz zum Menschen)“¹².

Um der Naturwahrheit immer näher und näher zu kommen, gestaltet er diese nicht greifbaren Größen, wie Schwerkraft und Masse, deren begrifflicher Inhalt allerdings in der Anschauung wurzelt, deren richtige Form den geahnten Zusammenhang aller Bewegungsercheinungen durch das Gravitationsgesetz zu erfassen ermöglicht. Newton selbst war sich darüber klar, daß mit seinem Gravitationsgesetz die Frage nach dem Wesen der Gravitation und der Trägheit neu gegeben war, und nur, weil sich noch keine Möglichkeit der Klärung durch Beobachtung und Experiment für ihn bot, schützte er das einmal Erreichte durch sein: „Ich erfinne keine Hypothesen“ vor unnützer Hypothesenmacherei, da für neue Vorstellungen und Annahmen die Wurzeln in der Erfahrung und die Möglichkeit der Nachprüfung noch nicht gegeben waren. Er schreibt dazu in seiner Optik: „Um zu zeigen, daß ich die Schwere nicht als eine essentielle Eigenschaft der Körper auffasse, habe ich eine Frage über ihre Ursache hinzugefügt, und ich habe dies in Gestalt einer Frage getan, weil ich in bezug auf ihre experimentelle Erforschung noch nicht befriedigt bin.“¹³ An einer anderen Stelle: „Einen Grund für die Eigenschaften der Schwere habe ich aus den Erscheinungen nicht ableiten können, und Hypothesen erfinne ich nicht. Was nämlich aus den Erscheinungen nicht (oder noch nicht) abgeleitet werden kann, ist als Hypothese zu bezeichnen; und Hypothesen, mögen es nun metaphysische oder physische, solche verborgener Eigenschaften oder mechanische sein, haben in der Experimentalphysik keine Stelle.“¹⁴ Daß es sich bei seinen Vorstellungen und Begriffen von Gravitation und Trägheit um Erkenntnisse von Wirklichkeiten handelt, ist ihm unzweifelhaft, nur für die Erforschung ihrer Ursachen erkannte er zu seiner Zeit noch keine experimentelle Möglichkeiten: „Die Eigenschaften, von denen wir sprachen, sind also offenbar und nur die Ursachen sind es, die man dunkel nennen kann. Die Aristoteliker und Scholastiker haben dagegen als dunkle Qualitäten nicht etwa irgendwelche offen-

Fundige Eigenschaften bezeichnet, sondern welche, von denen sie annahmen, daß sie im Körper verborgen seien und den unsichtbaren Grund der sichtbaren Wirkungen ausmachen. Von dieser Art wären aber die Gravitation, wie die elektrische und magnetische Kraft nur dann, wenn wir voraussetzten, daß sie aus inneren, uns unbekanntem Beschaffenheiten der Dinge stammten, die unausdenkbar und unerforschlich sind. Derartige Qualitäten sind freilich ein Hemmnis jedes wissenschaftlichen Fortschrittes und werden daher von der Forschung mit Recht verworfen. Die Annahme spezifischer Wesenheiten der Dinge, die mit spezifischen verborgenen Kräften begabt und dadurch zur Erzeugung bestimmter sinnlicher Wirkungen befähigt sein sollen, ist gänzlich leer und nichtsagend. Aus den Naturerscheinungen dagegen zwei oder drei allgemeine Bewegungsprinzipien abzuleiten und sodann zu erklären, wie aus ihnen, als klar und offen zutage liegenden Voraussetzungen die Eigenschaften und Wirkungsweisen aller körperlichen Dinge folgen: dies wäre selbst dann ein gewaltiger Fortschritt wissenschaftlicher Einsicht, wenn die Ursachen dieser Prinzipien uns unbekannt blieben. Ich stelle daher unbedenklich die angegebenen Prinzipien auf, da sie sich uns in der gesamten Natur überall sichtlich darbieten, während ich die Erforschung ihrer Ursachen gänzlich dahingestellt sein lasse“¹⁵.

So erkennen wir, daß Newton selbst seine Vorstellung über Schwerkraft und Masse nicht als eine endgültige ansieht und daß er die Frage, ob sie den Körpern angehören oder nicht, der Klärung durch zukünftige experimentelle Möglichkeiten überläßt. Er selbst lehnt es durch sein „Hypothesen non fingo“ ab, die Ursachenfrage zu einer Lösung bringen zu wollen, solange sich keine Anhaltspunkte für Annahmen und Vorstellungen über die Ursache in der Erfahrung bieten, und begnügt sich, die Vorstellung und Begriffsbildung von Schwerkraft und Masse soweit zu treiben, als es die durch Erfahrung gut gesicherten Kenntnisse in der Natur erlauben. Erst der neueren Physik sind neue Möglichkeiten in der Erfahrung durch Erforschung des Atoms gegeben, die von Newton offen gelassene Frage zur Lösung zu bringen. Ich sage, neue Möglichkeiten in der Erfahrung sind gegeben, um damit anzudeuten, daß die heutige Experimentalphysik mitten in dieser Arbeit steht, die Vorstellungen und Begriffsbildungen zu bereinigen. So erscheint im Lichte heutiger Forschung Gravitation und Trägheit als Eigenschaft der Energie¹⁶. Man erkennt also das Wesen unserer Methode der Naturforschung in der bedingungslosen Treue der Natur gegenüber bei der Bildung unserer Vorstellungen und Begriffe und damit auch bei der Gestaltung und Formung des geahnten ursächlichen Zusammenhangs. Es ist eine auffallende Charakteranlage der gewissenhaften Naturforscher unserer Art, die Ursachenfrage nie über die Grenze gegebener Möglichkeiten in der Erfahrung durch Willkür und Sprung hinauszutreiben. Daß unsere Begriffsbildung nie eine endgültige ist, sondern stets der Bereinigung durch die Erfahrung unterliegt, ist ebenfalls in der uns eigentümlichen dynamischen Anschauung begründet, der Natur, so wie sie ist, immer näher und näher kommen zu wollen, in enger Berührung mit ihr, und nicht, sie in ein endgültiges logisches System mit Axiomen und Postulaten zu zwingen. Begriffsbildungen in unserem Sinne sind eben nicht einfach Gedankenkonstruktionen der Gehirnwindungen, sondern Arbeit unserer inneren Schaukraft an der gegebenen Wirklichkeit und sind damit gebunden an unsere Art und an das Vorhandensein einer genügend großen Anzahl gut gesicherter Kenntnisse von der Natur.

¹⁰ Lenard, „Deutsche Physik“, Bd. 1.

¹¹ H. St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

¹² H. St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts.

¹³ Vorrede zur 2. Auflage der Optik.

¹⁴ Nach P. Volkmann: „Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften.“ Leipzig 1910.

¹⁵ Optica, liber III, quaestio 31.

¹⁶ Lenard: Deutsche Physik. Bd. IV, S. 156—159, 259 f.

Augenblick, falls die Bewegung annähernd mit Lichtgeschwindigkeit erfolgte! Das ist eine unabwiesbare Konsequenz der von uns zugrunde gelegten Prinzipien, die die Erfahrung uns aufdrängt.

Prof. Gehrcke hat diese Logik in einem gegen Einstein gehaltenen Vortrag konsequent weiter gedacht und ist zu der „unabweisbaren Konsequenz“ der Einsteinschen Relativitätstheorie gekommen, daß der junggebliebene Organismus zum Toten spricht: „Nicht Du bist tot, sondern ich! Denn vom Standpunkt des jungen Organismus aus war er selbst der ruhende, der andere der bewegte“, da nach der Relativitätstheorie jeder Standpunkt dem andern gleichberechtigt ist. Mit Recht wies Gehrcke darauf hin, daß die „Relativität der Zeit“ zur „Relativierung des Seins“ führt, indem jedem Subjekt eine eigene Welt zugeordnet werden muß, die mit den Welten anderer nichts zu tun hat. Diese für jeden unverbildeten denkenden Menschen unsinnigen Folgerungen der Einsteinschen Relativitätstheorie hindern auch heute noch nicht Physiker, die deutsche Lehrstühle innehaben, in populärwissenschaftlichen Schriften dieses Einsteinsche Gedankenexperiment dem deutschen Volk noch einmal schmackhaft zu machen²².

Das ist der jüdische Geist der Auflösung und seine Methoden. Er hat Schule gemacht unter deutschen Physikern, die auch heute noch daran sind, die unserer Art gemäßen und in unserer Seele verwurzelten Anschauungs- und Forschungsprinzipien weiter zu zersetzen, indem sie zugunsten ihrer Postulate und Mathematiken die Fundamente arischer Naturforschung, das Naturgesetz und die Kausalität, zu opfern bereit sind. Da sie aber mit ihren Verstandesbegriffen und ihren Postulaten über ungesicherte oder nicht genügend gesicherte Kenntnisse von der Natur sich hinwegsetzen zu können

²² Pascual Jordan: „Die Physik des 20. Jahrhunderts.“ S. 41.

glauben und sich damit außerhalb der Erfahrung begeben, können sie niemals das Versagen der Kausalität, sondern höchstens die Mangelhaftigkeit und Unsinnigkeit ihrer eigenen Methoden für Naturforschung erweisen. Wie sollte auch im Rahmen ihrer Mathematik der Ursachebegriff einen Sinn haben, wenn sein Inhalt nur von der Erfahrung gegeben werden kann. Wie sollten umgekehrt ihre rein mathematischen Wahrscheinlichkeitsgesetze sinnvoll sein und Wirklichkeits- und Wahrheitswert haben für die Physik als Erfahrungswissenschaft. Wahrscheinlichkeitsgesetze haben für die Physik nur Erkenntniswert, wenn ihr Inhalt voll und ganz von der Erfahrung gegeben wird und dann stehen sie auch nicht zur Kausalität im Gegensatz. In diesem Sinne hatte die Wahrscheinlichkeitsrechnung für die Physik unzweifelhafte Bedeutung. Ausgehend von einer Fülle von Erfahrungen, die schon die richtige Vorstellung vom Molekül und den inneren Zusammenhang zwischen Wärme und Bewegung klargelegt haben, und ausgehend von der Vorstellung, daß der Zusammenstoß zweier einzelner Moleküle streng kausal bedingt ist, konnte Boltzmann die Wahrscheinlichkeitsrechnung in der Molekularphysik so erfolgreich anwenden. Niemals aber war sie für ihn Erkenntnismethode, sondern königliche Hilfe. Niemals hätte er das Anschauungs- und Forschungsprinzip der Physik, die Kausalität, deren Inhalt allein die Erfahrung geben kann, gegen eine mathematische Logik eingetauscht.

„Die Logik allein zur Deutung der Welt heranzuziehen, sie und nicht die Anschauung, nicht die Erfahrung zum Gesetzgeber erheben heißt einfach die Wahrheit mutwillig in Ketten schlagen und bedeutet im Grunde nichts weniger als einen neuen Ausbruch des Aberglaubens.“²³

²³ Houston St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts. S. 1072.

Unser Kampf.

Von Franz Lüdtke.

Wir alle ringen, bis das Werk geschafft –
Wir alle brauchen Freude, brauchen Kraft.

Wie einem jeden auch der Würfel fiel:
Die deutsche Straße hat ein deutsches Ziel!

Wie ging der Weg? – Durch Nacht und jede Not,
Und dennoch in des Reiches Morgenrot.

Durch manche Qual, durch viele harte Pflicht,
Doch endlich in die Freiheit, in das Licht.

So zwangen wir gemeinsam steilsten Pfad,
Der Führer wies den Weg vom Traum zur Tat.

Föhn braust ins Land, der Kampf weckt letzte Kraft,
Hell jauchzt die Fahne am Standartenschast!

Unter allen germanischen Königen der Völkerwanderungszeit, ja unter allen Menschen jener Zeit ist uns keiner menschlich so nah wie der König der Ostgoten Theoderich. Diese Nähe ist um so bedeutsamer, als die Geschichtsquellen nicht sehr viel und oft auch nur einseitig und tendenziös über ihn berichten. Es ist nicht so sehr seine, selbst für die damalige Zeit ungewöhnliche und vielseitige Begabung, die ihn uns so wertvoll macht, es ist er selbst, es ist sein Leben. Dieses lange Leben enthält alles, was wir an menschlichem Reichtum, an Erlebnisfülle uns überhaupt denken können. Nur ein in sich sehr reiner und sehr reicher Mensch, ein Vollmensch in des Wortes wahren Sinn, kann überhaupt ein solches Leben haben. Nur einem ganz großen Menschen wächst so das Schicksal zu und wird zu einer beziehungsreichen und wohlgefühten Einheit wie bei Theoderich. Dies haben wohl auch von jeher die Germanen und dann die Deutschen gefühlt, und deshalb hat sich Theoderichs Gestalt in der Sage erhalten, wo er als Dietrich von Bern, wenn auch die geschichtlichen Geschehnisse vielfach bis zur Unkenntlichkeit verändert sind, doch die Charakterzüge behalten hat, die ihn als geschichtlichen Menschen auszeichnen. Neben Siegfried ist Dietrich die schönste, reinste und edelste Verkörperung germanisch-deutschen Wesens.

Aber man braucht nicht die dichterische Verklärung der Sage, um von diesem Leben berührt zu werden. Selbst wenn man es so, wie es wirklich gewesen sein mag, an sich vorüberziehen läßt, ist es wunderbar in seinem Aufbau, in seiner Steigerung und in seinem Ausklang.

Der Knabe Theoderich wurde geboren an dem Tag, als seine Stammesgenossen, die Ostgoten, einen glänzenden Sieg gegen die Hunnen erfochten. Die ersten Jahre seiner Kindheit muß er, dessen Vater aus dem alten Königsgeschlecht der Amaler stammte, in den holzgebauten Königsburgen zwischen seinen Volksgenossen verleben haben, die sich damals im südlichen Ungarn niedergelassen hatten. Wohl wurden da auch Acker bestellt, doch wichtiger als der Ackerbau waren die großen Herden, Rinder, Pferde, Schafe, die Jagd der Männer und die Kriegszüge. Denn die Goten waren seit mehreren Generationen auf der Wanderschaft, und auch vorher hatten sie nicht sehr lange in den Gegenden nördlich des Schwarzen Meeres stillgeessen. Tatendrang und Abenteuerlust, eine fühne Unruhe im Blut und phantastische Vorstellungen vom Reichtum des im Süden gelegenen römischen Reiches drängten sie zu immer neuer Bewegung, zu immer neuen Beutezügen oder Wanderungen, zu Abenteuern und Heldentaten. In dieser Lust voll von Pferdegetrabe, Waffenklirren, Helden-gefangen und in einer freien Weite erlebte der Knabe die ersten Jahre der Kindheit.

Aber schon ungefähr achtjährig wurde er, wie es damals üblich war, in Erfüllung eines mit dem oströmischen Kaiser abgeschlossenen Vertrages als Geißel an den Hof von Konstantinopel geschickt, wo er fast zehn Jahre blieb. Die adligen germanischen Knaben, die dort als Geißeln lebten, wurden im römischen Sinn wie die Kinder vornehmer Römer und Griechen behandelt und erzogen. So lernte der Heranwachsende lateinisch, lernte alles, was ein Römer am Kaiserhof lernte, und da er ein starker und hübscher, aber auch ein wacher und fluger Bursche war, hatte er jahrelang Gelegenheit, hinter die Kulissen zu sehen. Er sah die Intrigen, die Machtkämpfe,

die Hofkabaln, er lernte viele der einflußreichen Männer und Frauen kennen, und er gewahrte hinter der märchenhaften orientalischen Pracht des Konstantinopeler Hofes, hinter Goldbrokaten, Seide und Edelsteingeflimmer die Verworfenheit, den Verfall, die Gemeinheit und Lüge, die dort zwischen den Machthabern aller möglichen Rassen und Völker spielte. Aber er wurde auch vertraut mit den Formen, den Sitten und Gewohnheiten und dem Lebensstil der Regierenden und des Volkes. Man muß sich dies alles klar machen, um auf Theoderichs Charakter zu schließen: Welche Verführung lag in der Hofluft! Ganz bestimmt hat man sich die größte Mühe gegeben, den jungen Menschen zu verrömern; Karriere und Reichtum, Macht und Ehrung ist ihm gezeigt worden, um ihn zu locken, aber er blieb, was er war.

An Welt- und Menschenkenntnis ungeheuer bereichert, aber an Leib und Seele unverdorben kehrte er schließlich zu seinen Volksgenossen zurück. Er war ungefähr achtzehnjährig. Es ist, als sei er aus der Schule jetzt in die Freiheit gekommen. Er legte sich nun zu Hause nicht auf die faule Haut; das Leben fängt genau wie bei unseren Schulentlassenen nun für ihn erst richtig an. Er sammelt erst eine kleine, dann eine große Schar um sich, Kameraden, deren Anführer er als Amaler wird. Zwischen ihm und den Kameraden besteht das alte germanische Verhältnis des Führers zur Gefolgschaft, die unbedingte Treue. Mit dem ersten siegreichen Zug, von dem sie mit reicher Beute heimkehren, hat Theoderich praktisch seine Führereigenschaft unter Beweis gestellt und wird bald offiziell Nachfolger seines Vaters und anerkannter König. Es kommen Jahre voll von Unruhe. Das ganze Volk bricht auf, zieht erobernd nach Süden, nach Osten; bald liegt Theoderich mit seinen Kriegern vor Saloniki, bald vor Konstantinopel. Einmal wagt er sich Kühn bis in die Stadt selbst und setzt einen anderen Kaiser ein, dann wieder schließt er Frieden oder Waffenstillstand und zieht nach jahrelangen wechselvollen Kämpfen und diplomatischem Hin und Her durch das heutige Bosnien. Vielleicht schwebt damals schon deutlicher der Plan von einem gotisch-römischen Reich vor ihm. Vielleicht will er schon nach Italien, um diesen Plan zu verwirklichen. Aber da wird er in den Bergen von einer oströmischen Armee überfallen und vernichtend geschlagen. Die Mehrzahl der Frauen und Kinder gerät in römische Gefangenschaft, fast alle Wagen werden verbrannt. Jeder andere, jeder kleinere Mensch hätte nach einem so furchtbaren Rückschlag alle seine Träume begraben. Nicht so Theoderich. Er sammelt den Rest seines Volkes um sich, er beginnt von neuem mit kleinen Beutezügen. Jetzt erst macht er sich als Führer Draufgänger einen Namen. Bald stoßen andere Germanen, überall verstreute Splitter, zu ihm. Alle fühlen sie: Dieser Führer weiß, was er will. Wieder vergehen Jahre, und dann ist er abermals Führer und König eines ganzen Volkes. Weil der Kaiser in Konstantinopel Angst vor ihm hat, verleiht er ihm den Titel Patricius und gibt ihm den Auftrag, Italien zu erobern, um ihn nur los zu werden. Dort herrscht zu dieser Zeit gerade ein anderer Germanenführer, Odoakar, der kurz vorher den weströmischen Kaiser abgesetzt hat. Er tritt Theoderich mit seinen Heeren entgegen. Am Isonzo wird er furchtbar geschlagen, aber er gibt seine Sache nicht verloren. Es folgen wiederum jahrelange harte Kämpfe, bis Odoakar schließlich, in Ravenna durch Hunger bezwungen, sich ergibt, aber auch jetzt nur unter der Bedingung der Mitregenten-

schaft. Theoderich scheint versucht zu haben, den Besiegten zu schonen und seine Bedingung zu erfüllen, aber eine Verschwörung, die jener anzettelt, veranlaßt ihn, Odoakar und seine Anhänger überfallen und ermorden zu lassen. Theoderich wird mit der Genehmigung des oströmischen Kaisers „König der Goten und Römer“; er hat sein erstes Ziel erreicht, er ist der Herrscher Italiens.

Bis zu diesem Ereignis reicht der erste Teil von Theoderichs Leben. Der König ist ungefähr vierzigjährig. Wäre er jetzt gestorben, wir würden in ihm einen unvergleichlichen Kämpfer, einen nie zu entmutigenden Draufgänger, einen Führer von unbeugsamem Willen und hoher staatsmännischer Geschicklichkeit bewundern. Aber eben das ist das Große an diesem Leben, daß sich nun, wo der Kämpfer ins reife Mannesalter kommt, zeigt, daß er nicht den Kampf um des Kampfes willen nötig hat, um etwas zu wirken. Aus dem wilden Kämpfer wird ein reifer, gerechter, weiser Herrscher, dem die kriegerische Wehr und die Eroberung nur Mittel sind, seinem Volk und wenn möglich auch den anderen Völkern die Segnungen des Friedens zu schaffen. Nur wenn man die wilde Zerrissenheit, die unaufhörlichen Kriegs- und Wanderzüge jenes fünften und sechsten Jahrhunderts kennt, kann man voll bewerten, was es bedeutet, daß Theoderich Italien eine Periode von mehr als einem Menschenalter des Friedens geschenkt hat.

Was für eine weite Seele muß in diesem Menschen gewesen sein, daß sie aus der kriegerischen, kämpferischen Abenteuerlichkeit hinaufwuchs zu einer auf Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden gerichteten Regierung. Diese Seele war bereit, jeden in seiner Art gelten zu lassen; sie kannte keine tyrannischen Gelüste, wie wir sie in seiner Zeit so oft finden; sie kannte keine Rache. Jetzt, wo er die Macht hatte, versuchte er, Goten und Römern zugleich gerecht zu werden. Er versuchte, in Italien ein römisches Reich unter gotischer Führung aufzurichten, in dem die Goten einen Teil des Landes — ein Drittel — zu Eigentum und Bewirtschaftung erhielten und nach ihrem Recht leben konnten, während die Römer den Rest behielten und vor allem die Städte selbst bewohnten und dort nach ihren Gesetzen lebten. Er zog Römer, deren rechtlichen Sinn er kennen lernte und deren Fähigkeiten ihm auffielen, als Beamte an den Hof, als Berater und Minister, als Dichter und Künstler. Die meisten römischen Beamten der Verwaltung beließ er in ihren Stellen. Wohl sollte das künftige Reich germanischer Art werden, aber dazu brauchte er die jahrhundertealte Erfahrung der römischen Verwaltung. Es war nicht Sache der Germanen, in Amtsstuben an Tischen zu sitzen und Verordnungen zu formulieren und abzuschreiben. Dazu hatte er die Römer nötig, und er schätzte ihre Gewandtheit und ihre Kenntnisse. Sein nächster und einflußreichster Beamter wurde ein gewisser Cassiodor, der alle Erlasse und diplomatischen Schriftstücke kunstvoll stilisierte, ein ganz junger Mensch, dessen Begabung er bei der ersten Begegnung mit ihm sofort erkannt zu haben scheint.

Theoderich wandte sich allen praktischen Aufgaben des Aufbaus mit Eifer und Sorgfalt zu. Er ließ die Wasserleitungen, die in vielen Teilen des Landes schadhaft waren, wiederherstellen; er richtete sogar ein System der Überwachung der Wasserleitungen ein, wonach jeder Anlieger, über dessen Grundstück sich die kühnen Bogen einer Wasserleitung spannten, verpflichtet war, kleine Schäden auszubessern und größere der Behörde zu melden. Er traf Maßnahmen gegen die Landflucht und trug Sorge, daß die verödeten Fluren wieder bebaut wurden, um die Kornproduktion zu steigern. Er sorgte für die Sicherheit und Ausbesserung der Straßen, er unterstützte das Handwerk, er setzte verlassene Bergwerke in Be-

trieb. Er kümmerte sich um tausend Kleinigkeiten. Die römischen Bauten machten einen tiefen Eindruck auf seinen empfänglichen Geist. Er verbot, daß verfallende Bauwerke von den Römern weiterhin als Steinbrüche benützt wurden, und nach Möglichkeit ließ er sie ausbessern oder wiederherstellen. Er verbot die Beschädigung marmorner oder erzener Standbilder. Um das römische Volk zu befriedigen, bewilligte er jährlich große Summen für die Zirkusspiele. Er versuchte, allen Bestechungen und Schiebungen einen Kiegel vorzuschieben. In seiner Residenz Ravenna ließ er großartige Bauten ausführen, einen Palast, von dem wir nur noch Bilder haben, und einzelne Säulen, Verwaltungsgebäude und Kirchen. In der Kirche, die heute San Apollinare Nuovo heißt, ließ er prächtige Mosaiken von byzantinischen Künstlern in die Wände einfügen.

Aber bei all dem vergaß er die Außenpolitik nicht. Ihm schwebte wahrscheinlich ein Bund aller Germanenstaaten vor als die Vorstufe zu einem einigen Germanenreich auf römischem Boden. Um dies zu erreichen, verheiratete er seine Nichte an den König der Thüringer, seine Schwester an den der Vandalen, eine Tochter an den König der Westgoten, eine andere an einen Burgunderprinzen. Immer suchte er zu vermitteln; oft gelang es ihm; die Franken konnte er nicht bändigen, doch gelang es ihm, ihre Eroberungsgelüste einzuschränken, dadurch daß er im richtigen Augenblick eine gotische Armee aufmarschieren ließ.

In solch vielfältiger Tätigkeit alterte der König, hoch angesehen in allen Ländern. Einige Jahre schien es, als habe er wirklich den Grund zu einem beständigen Reich gelegt. Aber die Zeit war noch nicht reif dazu. Solange Ostrom mit anderen Problemen beschäftigt war, ließ es ihn gewähren, unterstützte ihn sogar gelegentlich, aber mit Neid und Angst sah man seine wachsende Macht. Der Kaiser, der bestrebt war, das Reich als das der Römer, nicht der Germanen, wieder herzustellen, benützte religiös-dogmatische Unterschiede — die Römer waren katholisch, die Goten arianisch! —, um eine politische Wühlarbeit in Italien zu beginnen. In den altrömischen Familien lebte noch immer eine Erinnerung an frühere Selbstständigkeit und Verachtung für die Germanen; der römische Bischof sah in den Arianern nur Ketzer. Es bildete sich eine Verschwörung vornehmer Römer. Aber ehe sie losschlagen, erfährt Theoderich davon. Sein Blut braust auf. Tiefste Enttäuschung und Wut packt ihn, daß man so seine Duldung und seine Gerechtigkeit lohnt. Er macht einigen Verschwörern den Prozeß und läßt sie hinrichten. Sofort wird alles still; keiner wagt aufzubegehren, aber der Boden ist glühend heiß. Theoderich weiß es selbst, daß die Wühlarbeit weitergeht: Man wartet nur auf seinen Tod.

Die letzten Jahre sind bitter: Sein nach Versöhnung und Ausgleich strebender Geist ist im Kampf mit seiner Härte und Enttäuschung. Er hat keinen Sohn, der mit starker Hand die Zügel der Regierung aufnehmen könnte. Nur einen kleinen, unmündigen Enkel. In diesen Jahren errichtet er jenes wundervolle kleine, kostbare Bauwerk aus schweren Quadern, das nun schon fast anderthalb Jahrtausende überdauert hat, sein Grabmal bei Ravenna. Seine Formen sind die edelste spätromische Baukunst, und vielleicht ist die große flache Kuppel aus einem einzigen Granitblock, die das Ganze überwölbt, eine Erinnerung an germanische Hügelgräber.

Er weiß, daß sein Ende naht. Überall, so berichten die Geschichtsschreiber, geschehen düstere Vorzeichen. Kometen mit blutigem Schweif ziehen über den Himmel. Standbilder ähzen in totenstillen Nächten. Ungeheuer werden geboren. Tiere reden prophetisch.

Manche Geschichtsschreiber sagen, Theoderich habe einen

großen Schlag gegen die katholische Kirche vorgehabt, manche, man habe ihm Gift gereicht. Beides ist nicht erwiesen. Aber den Zweiundsechzigjährigen überfiel plötzlich schwere Krankheit. Nach wenigen Tagen berief er einige Götensführer zu sich; in ihrer Anwesenheit setzt er dem zehnjährigen Enkel die Krone aufs Knabenhaupt. Einen Tag später entschläft er. Theoderich war ein großer Mensch: Aus der Kindheit wuchs ihm der Traum, aus den Lehrjahren die Beherrschung der

Mittel; in den Sturmjahren erfüllte er alle Unruhe seines Blutes; in den Mannesjahren verwirklicht er die selbstlose Reise seines Wesens. Er wäre nicht ganz Mensch, hätte ihn nicht schließlich auch noch Enttäuschung und Bitterkeit berührt. Noch nach sechs Jahrhunderten glaubten deutsche Reiter an der Mosel, Dietrich, den riesigen Ritter, in Brünne und Helm in der Feuerglut der untergehenden Sonne über die Himmelsweite reiten zu sehen.

E. Ungerer Der Volksdichter als Volkserzieher.

Ludwig Anzengruber und Peter Kosegger.

(Schluß.)

Die Not der Stadt: Wiener Kleinbürgertum und soziale Gefahr.

Bei Kosegger sehen wir die bedrohlichsten Auflösungserscheinungen des Bauerntums aus dem städtischen Leben herübergreifen: die Verstädterung des Dorfes, vor allem die Verstädterung der Gesinnung erscheint als die gefährlichste Not. Im Bereich der Stadt liegt also ihr Ursprung. Auch Anzengruber hat diese Gefahr — und zwar gerade hier, an ihrer Quelle — gesehen, und von ihr fühlt er sich, der in der Vorstadt Wiens beheimatet ist, ebenso persönlich betroffen, wie Kosegger von der Not des Bauerntums. Die drei wichtigsten seiner Volksstücke, die mit dieser Frage sich beschäftigen, sind nicht, wie die meisten bäuerlichen, nur Einkleidung für allgemein-menschliche Konflikte oder für die Verkündung allgemeiner Menschheitsideen, sondern dichterische Gestaltung der Nöte eines Standes, der Nöte zugleich einer Stadt und ihrer Bevölkerung, der Gefahren Wiens. Mit dem städtischen Mittelstand, der Kleinbürgerlichen Handwerker- und Händler-schicht seiner Zeit, insbesondere aber mit den Gefahren der in diesem Kreise sich bekundenden „Wiener Gemütlichkeit“ geht der Dichter aufs schärfste ins Gericht: ihnen hält er den Spiegel eines Verfalls vor, der ein Verfall an Charakter und Gesinnung ist. Dies geschieht am eindringlichsten in dem auf unerbittliche Tragik angelegten „Vierten Gebot“; ironischer, aber nicht weniger stark anklagend, in den „Alten Wienern“ und in der „Wiener Weihnachtskomödie“ „Seimg'funden“, wo der gute Ausgang auf typisch Anzengruberischem Wege durch eine gesund gebliebene Kernnatur — den Kernhofer im ersten Stück, den Tandler Thomas Hammer im zweiten — hart am tragischen Ausgang vorbei durch tätige Menschenliebe erreicht wird. Ein Teil der hier erhobenen Anklagen richtet sich auf den inneren Verfall der Standesgesinnung, die jede Werkthätigkeit untergraben und die gesellschaftlichen Grundlagen des Standes selbst auflösen muß. Im „Vierten Gebot“ wird die Verlüderung des Drechslersmeister Schallander, der Handwerk, Familie und Lehrling vernachlässigt, in der Unterschicht dieses Bürgertums dem Privatier und Hausbesitzer Futterer in der gehobenen gegenübergestellt, der die Tochter Hedwig, die einen anderen liebt, aus der alleinigen Wertung des Reichtums in die Ehe mit dem verlebten und verdorbenen Stolzenberger hineinzwingt, in der sie körperlich und seelisch zugrundegeht. Verkoppelt mit dieser Vergötzung des Geldes ist das gesellschaftliche Geltungsbedürfnis und die Großmannsjucht, die ihr Dasein nur auf den Schein aufbaut,

gesondert beleuchtet an der Gestalt des Rechtsanwalts Dr. Hammer in „Seimg'funden“, dessen auf diesen Schein aufgebaute Existenz zusammenbricht, wobei er dann die ganze Sohlheit der gesellschaftlichen Beziehungen kennen lernt, die nur den Erfolgreichen gelten lassen. Die Titelfreude der Frau Schmalhofer in den „Alten Wienern“ ist ein ernsthaft-ergöglichtes Seitenstück. In allen drei Wiener Volksstücken liegt der größte Nachdruck darauf, wie diese Schäden mit innerer Notwendigkeit zur Vernachlässigung der Kindererziehung führen, wie derjenige, der sein Leben nicht selbst in guter Zucht hält, das nächste Geschlecht mitzuverderben in Gefahr ist. Am kräftigsten erhebt diese Anklage das „Vierte Gebot“, wo der aus der Verwahrlosung zum Totschläger gewordene Martin Schallander dem priesterlichen Jugendfreund sagt: „Mein lieber Eduard, du hast's leicht, du weißt nicht, daß's für manche 's größte Unglück ist, von ihre Eltern erzog'n zu werd'n. Wenn du in der Schul' den Kindern lernst: 'Ehret Vater und Mutter', so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß s' danach sein sollen.“ Ebenso stark wie gegen den Verfall der Standesgesinnung des werktätigen Bürgertums, in dem nicht mehr die werkgerechte Arbeit, sondern — für den nach Erfolg Strebenden — das „Privatier- und Hausbesitzer-Dasein“ das höchste Ziel darstellt, wendet sich Anzengruber gegen Gefahren, die aus dem goldenen Wiener Gemüt kommen, welche die Rehrseite echter Herzlichkeit, Feiterkeit und Beschwingtheit sind, die zum Ruhm und Stolz der Wienerstadt gehören, gegen die Gefahren, die aus der falschen Gemütlichkeit stammen, aus der Behaglichkeit und dem Sichgehenlassen. Hier gilt sein Warnruf dem Verfall des Volkscharakters, den er, seinem Anschauungskreis entsprechend, an Gestalten des Vorstadtlebens aufzeigt. Das Ausarten der Behaglichkeit in Genussucht wird an dem freßgierigen Kragen- und Manschettenfabrikanten Josef Schmalhofer in den „Alten Wienern“ verspottet, der mit dummschmerzlicher Verachtung auf jede geistige Bildung und jedes echte Gefühl herabsieht. Die Sinnenfreude und die Feiterkeit, die auch das Schwere leicht macht, drohen in vergnügter Leichtfertigkeit umzuschlagen, die das Leben selber leicht nimmt, so wie es der dummdreiste Handlungsreisende und Salonsteierer Bruchhoff in den „Alten Wienern“ sagt: „Die Wiener sind ein lustiges Völkchen, das kennt keinen Ernst.“ Und warnend wendet sich der tüchtige Kernhofer dagegen, daß das ganze Leben unter die Devise gestellt wird: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflückt die Rose, eh' sie verblüht“, und weist mit ernsthafter Bedeutung darauf hin,

daß man sich an Rosen auch erfreuen könne, ohne sie zu pflücken. Auch das Wiener Raunzen, das nörgelnde Verurteilen der Gegenwart, mit dem die ältere Generation nur die Verhältnisse der eigenen Jugend anerkennt und zum alleinigen Wertmaßstab macht, wird bitter verspottet in dem Hausbesitzer Anton Käsmeyer dieses Stücks, der über solchen Raunzen und endlosem Schwagen über belanglose Erlebnisse aus seiner bescheidenen Glanzzeit die jüngere Frau wie die Töchter vernachlässigt und fast die völlige Zerstörung seiner Familie mitverschuldet hätte. Noch tiefer greift die Anklage gegen das Sich-auf-andere-Verlassen, das als besonders „wienerisches Erbübel“ bezeichnet, und sowohl am Gustav in den „Alten Wienern“ wie am Dr. Hammer in „Heimg’unden“ an Personen gezeigt wird, die tätig im Mittelpunkt der Handlung stehen müßten, aber eben nicht aus sich heraus leben, sondern anderen überlassen, einzurenken, was sie durch Unterlassungssünden gefehlt haben. Damit ist der Kernpunkt der Anklagen berührt: die Verweichlichung des äußeren Lebens, die haltlose, fast schon slawische Lässigkeit, die zum Laufenlassen der Dinge führt, beruht auf einem Mangel an Mut, an Kraft und Echtheit der Überzeugung, an Einsatzbereitschaft. Der tüchtige Konzipist Schrauber in Dr. Hammers Anwaltsstube spricht es dem egoistisch-ängstlichen Buchhalter Fähnlein gegenüber ironisch aus, der nur in seiner Vorstellung (oder im Rausch) tapfer genug ist, seine Meinung zu sagen: „O, bewahre, wir leben eben in keinem Heldenzeitalter, fast jeder von uns besitzt inneren Mut, aber der äußere fehlt uns — das ist wie mit der Überzeugung, man hat sie, aber man braucht sie nicht immer zu betätigen.“ Ein aus Gemütlichkeit und aus Bevormundung des öffentlichen Lebens bequem und weich gewordenes Geschlecht wird von Anzengruber zu Selbsterziehung und Härte aufgerufen. Freilich — es hat in den Wiener Theatern seiner Tage über die lustige Verspottung gelacht, es hat sich gerührt gefühlt über traurige Schicksale und es hat sich unliebsam gestört gefühlt durch die Anklagen und hat dann mit Wegbleiben aus den Vorstellungen geantwortet. Anzengruber aber hat unentwegt durchgehalten. Auch aus seinen Vorstadtgeschichten ließen sich weitere Beispiele, auch noch für andere Nachtseiten des künstlich und unecht gewordenen Lebens aufzeigen.

Gegen eben diese Künstlichkeit und Unechtheit des städtischen Lebens, und damit des modernen Lebens überhaupt, wendet sich die Anklage Kosseggers, der aber hier nicht so wie Anzengruber aus der Quelle schöpft und die Einzelheiten selbst erlebt hat, sondern dieses moderne Leben, das „Weltgift“, als Ganzes vor Augen hat und bekämpft. Vergessen wir auch nicht, daß die Einsichtigeren der damaligen Generation erstmals und fast jäh vor diesem Knäuel von Fragen standen, innerhalb dessen wir aufgewachsen sind, die sich freilich durch die Kriegsfolgen, die falsch geleitete Weltwirtschaft, die fortdauernde Hilflosigkeit der Regierungen, die Gegensätze zwischen bürgerlich-kapitalistischen und proletarisch-sozialistischen Parteien, die gemeinsam diese Regierungen bildeten, noch erheblich verstärkt haben. Klar heben sich heute einzelne und recht verschiedenwertige Bestandteile des Gesamtvorgangs heraus: der Siegeslauf der Maschine, die Entstehung von Arbeitermassen und ihre Vereinigung in der Großstadt, die kapitalistische Wirtschaftsform und die Verstärkung der sozialen Gegensätze und damit die Verschärfung des sozialen Kampfes, das Elend der schlecht entlohnten Arbeiter und der Arbeitslosen, der ganze Wandel der Wirtschaftsverfassung, die Veränderung der Kulturbedürfnisse, die moralische Verwahrlosung in allen Schichten — ineinandergreifende Einzelphänomene, für die erst die nationalsozialistische Führung Mittel zu einer Hilfe gefunden hat, die das Übel selbst und nicht nur

die Symptome bekämpfen. Den stürmischen Einzug der Maschine in die Wirtschaft — auch die bäuerliche — haben unsere beiden Dichter, wenigstens zunächst, als Zeichen des Fortschritts der Menschheit begrüßt. „Die Geschichte von der Maschine“ in den Märchen des Steinklopferhamms preist die Maschine, weil sie trotz der Übergangserscheinungen der Verdrängung von Menschen aus ihren bisherigen Arbeitsplätzen im ganzen die Voraussetzungen für ein gesundes, stärker am Leben und an der Kultur teilnehmendes Arbeitsvolk schaffe. Und der junge Kosegger hat in der Dorfgeschichte „Die neue Bahn“, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, die ins bäuerliche Alpenland vorstoßende Eisenbahn entschieden gegen die rückwärtliche und abergläubische Gesinnung mancher Bauern oder die Vertreter der alten Verkehrsmittel verteidigt. Später sieht aber vor allem Kosegger, der ein viel weiteres Stück der Entwicklung überblicken durfte als der Wiener Dichterfreund, daß das, was zum heilsamen Mittel im Dienst richtig geleiteter Zwecke des Menschen werden kann, zur großen Gefahr wird, sowie man es zum Selbstzweck erhebt, daß Billigkeit der Herstellung oder Zeitgewinn noch keine Werte an sich sind, sondern Teilzwecke, die einer höheren, nicht von wirtschaftlichen Gesichtspunkten allein gelenkten Zweckordnung sich einfügen müssen. Vor der Umwandlung des Menschen selbst zur Maschine hat ihn immer mehr ein ungeheures Grauen erfaßt. Die tieferen Probleme des Umbaus der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen in Volk und Staat hat er dichterisch noch nicht, oder sagen wir: nicht mehr, bewältigen können. Zum ersten Teil ist er ihnen in den Mahnrufen seines „Heimgartens“ oder in Buchform in den „allerhand Beleuchtungen mit Sternen und Laternen“ des schon genannten „Höhenfeuers“ nachgegangen. Hier zeigt er unmittelbar vor Ausbruch des Weltkriegs, wie eng die Nöte von Stadt und Land miteinander verknüpft sind, so daß sie nur aus einer beiden gerechtwerdenden Einstellung heraus gelöst werden können: „Ein seltsamer Doppelschrei gellt durch unsere Lande. Arbeit! Arbeit wollen wir!, lärmten sie in den Städten; Arbeiter! Arbeiter brauchen wir!, ruft der Bauer auf dem Dorfe. In den Städten kann man nicht genug Häuser bauen, um der Wohnungsnot zu steuern, auf dem Lande stehen Hufen und Hütten leer. In den Städten droht fortwährend Hungersnot, die man mit teurem amerikanischen Korn und Fleisch decken will, auf dem Lande liegen die Heiden wild, die Felder brach... Ist nicht immer von einer drohenden Überbevölkerung die Rede? Sehen wir nicht täglich Auswanderer einem unbekanntem Schicksale zustreben, bereit, in fremden Ländern Wildnisse urbar zu machen? Und die heilige Heimaterde läßt man zur Wildnis werden! — Wer kann das verstehen? Der Niedergang des Bauernstandes ist eine Tatsache, die niemand mehr leugnet. Wenn man doch nur auch zugestehen wollte, daß das große Arbeiterelend in den Städten mit dem Niedergange des Bauerntums zusammenhängt! Nichts wird sich so furchtbar rächen, als daß man den altgeheffenen Bauernstand verkommen ließ, daß man ihn mit Lasten zu sehr drückte, daß man Dienste von ihm verlangte, die ihn seinem Beruf entfremdeten. Der Bauer leistet genug für den Staat, wenn er Bauer ist. Aber man verlangt noch sonst alles mögliche von ihm: man will mit seinen Steuern die Staatseisenbahnen betreiben helfen dafür, daß sie fremdes Korn ins Land bringen; man will mit seinen Steuern die städtischen Schulen erhalten helfen dafür, daß diese Schulen den aufgeweckten Bauernsohn von der Scholle fort und zum ‚Studieren‘ locken.“ Von seinen österreichischen Verhältnissen aus hat er keine Hoffnung auf die Erhaltung des alten Bauernstandes; er glaubt, daß eine Rückfiedlung von der Stadt her als Beginn einer Entstädte-

zung einsetzen müsse. „Vielleicht versuchen es viele brave und gescheite Söhne des Stadtbürgertums, ihr großes oder kleines Vermögen nicht in Papieren, sondern in Erde anzulegen; vielleicht fängt es allmählich wieder an, als etwas sehr Wackeres, Patriotisches, Aristokratisches zu gelten, wenn sich junge Leute dem altehrwürdigen Bauerntum widmen. Dann ist es ja gewonnen. Das dienende Volk wird schon selber folgen. Und so wie sonst das städtische Menschenmaterial durch Bauernblut aufgefrischt zu werden pflegt, so kann das alte zugrunde gegangene Bauerntum durch ein aus gebildeten Schichten stammendes junges, zeitgemäßes doch vielleicht zur Not ersetzt werden. Der historische, in vieler Beziehung so ehrenwerte und heimliche Bauernstand wäre freilich dahin, aber in dem jungen Bauerntum, welches unter sich zur besseren Machtstellung einen Ring bilden könnte, würden sich, vermöge der veredelnden Einwirkung von Arbeit und Natur, allmählich wieder die Tugenden dieses Standes ausbilden. Einfachheit, patriarchalischer Sinn, Liebe und Treue zur angestammten Erde, zu der Väter Sitte, Ahnung und Verehrung Gottes, diese erhaltenden Mächte gehen aus der Scholle hervor und sind des Bauernstandes Fort. Der menschliche Drang nach gesitteter Freiheit, nach einer festen Heimstätte für sich und die Nachkommen, nach dem natürlichen Adel, der sich in der erblichen Ständigkeit, in dem treuen Festhalten an dem Berufe seines Geschlechts begründet, ist ja doch noch nicht ganz verloren, so daß uns wenigstens die seelische Eignung und Fähigkeit nicht abgeht, das älteste, gottgeheilte Erbe der Menschheit wieder anzutreten. Von diesem angeblich so ungebildeten Stande hängt der Fortbestand unserer historischen Gesittung ab.“ Wir wissen heute, daß unser deutscher Bauernstand noch gesund genug ist, sich selbst zu erhalten, wenn es auch hohe Zeit zu seiner Rettung war. Bei aller Zustimmung zu Koseggers Rückfiedlungsgedanken muß doch er auch die Kerntuppe der Neusiedler stellen. Aber abgesehen hiervon und von Übersteigerungen, wie dem Gedanken der Befreiung des Bauern von der Wehrpflicht, hat Kosegger uns schon im meisten recht aus dem Herzen gesprochen. Wo er diese Forderung der Rückwanderung zur Scholle dichterisch vertritt, geht es ihm vor allem um die moralischen Schäden. Im Roman „Weltgift“ zeigt er, daß der innerlich schon Angefaulte diese Verpflanzung in bäuerliche Verhältnisse nicht erträgt und aus solcher Umweltwirkung allein nicht zu gesunden vermag. Im „Erdsegen“ dagegen wird ein junger Zeitungsmann, dem freilich bäuerliches Blut anzumerken ist, zur Scholle und in einfache Lebensverhältnisse zurückgeführt und vermag nun durch seinen größeren Weitblick, sein reiferes Urteil und sein menschliches Verständnis nach den ersten Schwierigkeiten der Eingewöhnung mitzuhelfen, die dort in Unordnung geratenen Verhältnisse wieder einzurenken. Seit seinen „Bergpredigten“ in den achtziger Jahren hat Kosegger diesen Kampf gegen das „Weltgift“ geführt, wobei auch der „Charakterlosigkeit unserer Jugenderziehung in den Städten“ eine Predigt gewidmet ist, die in manchem an Lagardes gleichzeitig erhobene Mahnrufe erinnert. Daß der Rückfiedlungsgedanke nicht zur Lösung der sozialen Frage ausreicht, braucht nicht gesagt zu werden. Und daß der stets bäuerlich eingestellte Kosegger die Fragen des Fabrikarbeiterstandes und der modernen Großindustrie ernstlich in Angriff nehmen und dichterisch oder grundsätzlich bewältigen werde, ist billigerweise nicht zu erwarten, so gute Einzelgedanken auch hierzu in die vielfältigen Betrachtungen des „Heimgärtners“ eingestreut sind. Wie sehr er in alledem Volkserzieher großen Ausmaßes gewesen ist, bedarf aber auch keiner Erörterung mehr. Auch Anzengruber hat — schon in dem Volksstück „Glacé-

handschuh und Schurzfell“ aus seiner Frühzeit, reifer und entschiedener in dem Schauspiel „Der Faustschlag“ vom Ende der siebziger Jahre — der sozialen Frage sich offen zugewandt und in der Bejahung des Wertes jeder tüchtigen Arbeit, in der Erstarfung der Ehre und des Standesbewußtseins des Handarbeiters und im Ausgleich der Lebensnotwendigkeiten aller Schichten arbeitender Menschen innerhalb eines Volkes die grundsätzliche Richtung ihrer Inangriffnahme erfaßt, innerhalb seiner Stücke freilich nur eine für den jeweiligen Fall gültige, im ganzen gesehen recht harmlose Lösung gegeben.

Weltanschauung.

Überall sind wir von selbst auf die letzten Ideengrundlagen gestoßen, von den aus Anzengruber und Kosegger ihr Volkserziehungswerk anpacken, auf die Leitgedanken, die ihnen das innere Recht geben, einer aus den Fugen geratenen Zeit helfen und sie zu Ordnung und Gesundheit zurückzuführen zu wollen. Der Ausgangspunkt für beide lag auf religiösem und damit verbunden auf kirchenpolitischem Gebiet, das heißt dort, wo religiöse Bekenntnisse und Anschauungen nicht nur als geistige Macht wirken, sondern über kirchliche und staatliche Einrichtungen Macht ausübend in die menschliche Gemeinschaft eingreifen. Man hat es sich von verschiedener Seite aus leicht gemacht mit dem Kampf gegen die Anschauungen, von denen Anzengruber sein ganzes Wirken hindurch mit Entschiedenheit erfüllt war, die bei Kosegger in gemäßigerer Form mit dem Streben nach einem persönlichen Ausgleich auftraten. Aufklärung und Liberalismus, Fortschrittsglaube und Menschheitsbeglückung, Humanitätspredigt: so glaubte man, und so glaubt man heute zuweilen noch mit leichter Hand ihre Bestrebungen als einer gerade überwundenen Zeit angehörig abtun zu können — und da und dort zugleich Gedanken mit zu treffen, die auch durchaus lebendige Mächte unserer deutschen Gegenwart sind. Denn es ist so bequem, jede Kritik an religiösen Dogmen oder kirchlichen Einrichtungen, jede historische Untersuchung über ihre Entstehung, die herkömmliche aber auch nur durch das Herkommen geheiligte Grundlagen antastet, als aufklärerisch oder liberalistisch zu verschreien, jeden Versuch des Menschen, sich aus seinen eigenen Kräften zu helfen und sich in der seelischen Not vor seinem eigenen Gewissen zu verantworten, als Rückfall in einen platten Fortschrittsglauben oder in den Individualismus eines Humanitätsideals zu brandmarken. Gewiß: beide Dichter haben „Aufklärung“ des Volks als heilige Aufgabe empfunden — im reaktionären Altösterreich mit seiner starken klerikalen Machtstellung und gegenüber enger konfessioneller Gebundenheit in der Beurteilung aller Lebensfragen; sie haben um Freiheit des Gewissens und der Meinungsäußerung gerungen — in einem Staat der Bevormundung und der Zensur; sie haben an einen Fortschritt geglaubt, wie jeder tapfere und lebensgläubige Mensch die Hoffnung in sich trägt, daß es besser werden könne als es ist, und daß er dazu beitragen müsse. Sie haben von Humanität und Menschheit gesprochen, aber sie haben — trotzdem sie vieles anders formulieren als wir es tun — kein verwachsenes Weltbürgerideal im Herzen getragen, sondern ein Ideal der Menschlichkeit, das mit seiner Verwirklichung bei den Volksgenossen und ihrer Not anfängt, und das jedem Volk seinen Weg zur Menschlichkeit zubilligt. Töricht wäre es, wollten wir beide Dichter herauslösen aus den religiösen, philosophischen, sozialen, politischen Gedanken ihrer Zeit oder sie unter Verkleinerung der Unterschiede, die notgedrungen bestehen müssen, zu Nationalsozialisten stempeln.

Bei aller Gemeinsamkeit der Grundanschauungen gibt es bei

beiden Dichtern auch allerlei Verschiedenheiten ihrer Ausprägung, wie sie den Verschiedenheiten ihrer Veranlagung, ihrer Herkunft und ihres Lebensweges entsprechen. Recht verschiedene Entwicklungsvoraussetzungen bestanden auf religiösem Gebiet. Schon in weniger gebundener Umgebung aufgewachsen, hat sich Anzengruber am entschlossensten von überkommenen Glaubensformen getrennt, und es gibt Zeiten, wo man bei ihm von Atheismus sprechen könnte, wenn es auch richtiger ist, von einem Bewußtsein der Unentscheidbarkeit für die Erkenntnis in der Gottesfrage zu sprechen. Nachdem er von Feuerbach gelernt hat, daß der Mensch seinen Gott mit seinen eigenen Augen sieht, daß jeder den Gott habe, der seinem Wesen entspricht, und daß wir daher kein Recht hätten, diesem nach unserem Bild vermenschlichten Gott Wirklichkeit zuzuschreiben, sieht er vor dieser Unentscheidbarkeit. Ihm kommt es jetzt nicht mehr auf die Form des Glaubens an, den einer hat oder nicht hat, sondern darauf, ob er sich auf Grund seines Glaubens im Leben bewährt, ob er durchhält und ausharrt, gemeinschaftsverbunden zu denken und zu handeln vermag oder ob er in Feigheit, Genüßgier und Ichsucht sich wegwirft. Er hat tiefes Verständnis für die Lebensbewahrung der schlichten „frommen Kathrin“ in den „Dorfgängen“, und er läßt sie in dem Schlußgespräch der nach ihr benannten Erzählung seine Anschauungen mit aussprechen: „Ei geht“, sie sah lächelnd auf, „wie Ihr nur reden mögt! Er würd' nicht sein — ist ja doch die Welt! Und mag ihn einer auch nit glauben, er kann wohl sich selbst, aber nit ihm zuwider leben“. „Und was denkt Ihr von allen, die anders glauben?“ „Mein lieber Herr“, sagte sie und stemmte den Krückstock gegen den Boden, „fromm können wir alle sein, die Frommheit kommt jedem selber zugute, unserm Herrgott kann es doch gleich sein, ob unjereins ihm glaubt oder nicht, ich denk', auch der Ungläubigste kann fromm sein, wenn er friedsam ist, denn friedsam nennt man ja auch fromm!“ Ich erhob mich. „Was sagt Ihr, Herr?“ „Ich? Nichts! Doch ja, ich wünschte, alle Frommen wären wie Ihr. Lebt wohl, fromme Kathrin!“ — Das entspricht der an anderer Stelle geäußerten Überzeugung, „daß das, was den Menschen zum Menschen macht, in den Tiefen seiner Seele sitzt, daß es wohl durch den Glauben verklärt, aber nicht mit selbem abgelegt werden kann“. Das Vertrauen, daß nichts aus dieser Welt herausfällt, daß die Welt und das eigene Dasein im tiefsten Grunde wohlgeordnet ist trotz alles Leides, das notwendig und unabwendbar zu unserm Leben dazugehört, läßt er den Steinflöpferhanns in den „Kreuzelschreibern“ in dem aufwühlenden Bekenntnis aussprechen, in dem sicher ein eigenes Erlebnis in schwerer Krankheit mitschwingt: „Mir kann nix g'schehn. Du g'hörst zu dem all'n und dös all' g'hört zu dir! Es kann dir nix g'schehn!“

Viel persönlicher und stärker ist Kosseggers Gottesglaube stets gewesen und geblieben. Als dem im frommen Elternhause aufgewachsenen Verstandeskritik die Dogmen der Religion seiner Kinderjahre zerstörte, hat er die Gefühlsgebundenheit an Gott und die Überzeugung von der göttlichen Liebe als der Grundmacht göttlichen Wesens stets festgehalten, der freilich der gute Wille und die tätige Liebe des Menschen entgegenkommen muß. War die Forderung der Liebe und des Selbstens bei Anzengruber völlig diesseits-begründet, so fließt sie bei Kossegger aus religiösem Urquell und erhält aus diesem ihre Weihe. Aber in der praktischen Forderung selbst, daß es darauf ankomme, sich in sittlicher Tat, in Gemeinschaftsgesinnung und Duldung zu bewähren: darin stimmen beide überein. Für beide liegt das Reich Gottes im Menschenherzen, und schon in diesem Leben muß darum gerungen werden. Kossegger hat in dem Buch „Mein Himmelreich“ dargelegt, warum er

trotz Ablehnung vieler kirchlicher Dogmen an den Symbolen der Gottesverehrung festhält, die ihm aus dem Katholizismus seiner Jugend überkommen sind und hat seine Stellung bis ins einzelne begründet. In dem Werk „J. N. R. J.“, der Umarbeitung des Buches „Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders“, läßt er die Lebensgeschichte Jesu durch einen zum Tode Verurteilten so erzählen, wie sie ihm selbst zum Troste geworden ist. Wie willig er bereit war, die tätigen Folgerungen daraus zu ziehen, daß jeder ehrlichen Glaubensüberzeugung ein Recht zukomme, daß es auf das Glauben und nicht auf den Glauben ankomme, zeigt die Tatsache, daß er ebenso den Bau der evangelischen Zeilandskirche in Müritz zuschlug wie den Neubau der abgebrannten katholischen Sankt-Kathreiner-Kirche in der Waldheimat durch seine Aufrufe und Sammlungen ermöglichte.

Was Anzengruber als Aberglaube bekämpft, scheint Kossegger oft als die einer bestimmten Entwicklungsstufe angemessene Form des Glaubens. „Märchenhaft ist das Waldland“, sagt der Einspanig, der in die Einsamkeit der Wälder geflüchtete Priester aus fürstlichem Geschlecht in den „Schriften des Waldschulmeisters“, „und der Aberglaube ist dieser Leute geistiges Leben“. Und es hat Kossegger sogar besondere Freude gemacht, in christlichen Bräuchen der katholischen Landbevölkerung altgermanisch-heidnische Glaubens- und Symbolformen aufzuspüren, wie dies in einer Reihe seiner Dichtungen geschieht. Auch seine überall durchschimmernde Naturandacht ist ein Stück seines religiösen Glaubens, für den in echt deutscher Weise im Leben der Natur eine Offenbarung Gottes aufleuchtet. Daß der Mensch ohne Gottglauben nicht sein kann, und daß er, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, aus Verzweiflung und Unglaube heraus einen neuen Glauben sucht, der freilich nicht helfen kann, wenn er nur ein erfahrener Glaube ist: das ist am Beispiel einer gebannten Gemeinde und des zu ihrem Führer werdenden Mannes in einem seiner stärksten Romane, im „Gottsucher“, erschütternd dargetan.

Beide Dichter haben einen tüchtigen Schuß Rationalismus und „Josefinismus“ im besonderen österreichischen Sinne gehabt. Beide sind den Machtansprüchen der Kirche, mit dogmatischer Begründung in das geistige und das Gemeinschaftsleben einzugreifen, mit Entschiedenheit entgegengetreten. Als Anzengruber an seinem „Pfarrer von Kirchfeld“ schreibt, entsetzt ohne jedes Wissen darum Kosseggers erstes Volksstück „Der Dorfkaplan“, das dieselbe Frage des Priesterzölibats in ähnlichem Sinne behandelt, und das er nur wegen Swobodas Urteil über den künstlerischen Wert des Stückes vernichtet. Ohne Kirchenfeindlich zu sein, haben beide Dichter an den kirchenpolitischen Kämpfen ihrer Zeit, die ja in den siebziger Jahren ihren Höhepunkt in Österreich erreichen, teilgenommen. War Anzengruber mehr kulturkämpferisch eingestellt, so überwog bei Kossegger der geistige Kampf, der in den Seelen der Menschen durchgekämpft werden muß. Wie Anzengruber im „Pfarrer von Kirchfeld“, so hat übrigens auch Kossegger eine Reihe edler Priestergestalten zum Gegenstand von Dichtungen gemacht. Das Grundmerkmal rationalistischen Aufklärertums, mit dem Verstand allein, mit Waffen der Wissenschaft Fragen entscheiden zu wollen, über die nur eine letzte Lebenseinstellung entscheiden kann, haben beide nicht besessen: dazu waren sie viel zu sehr Vollmensch. Und Kossegger hat es immer wieder wie im „Hohenfeuer“ klar und deutlich ausgesprochen: „Ich habe nichts gegen das Wissen, aber Weisheit ist mir lieber. Weisheit entspringt nicht so sehr aus dem Verstande als aus dem Herzen. Den Kindern möge Kindlichkeit und Weltvertrauen bewahrt bleiben, so lange als möglich; Kindlichkeit ist der fruchtbare Boden für das Schöne, Weltvertrauen

ist der fruchtbare Boden für das Gute. Ich meine nicht, daß eine Generation von Idealisten erzogen werde, die nicht praktisch denken und arbeiten kann. Weltvertrauen und Vertrauen auf sich selbst soll sein, denn das ist der fruchtbarste Grund rechten Denkens und praktischen Schaffens. Es muß wieder ein ursprünglicheres und glücklicheres Geschlecht erstehen, als die sauertöpfischen Philosophen, die so eitel auf ihre hohe Vernunft und so hoffnungsmüde in der menschlichen Mission sind, es sich träumen lassen wollen."

Gründliches Wissen und kritische Verstandesklarheit in allen Fragen, die Erfahrung und Verstand entscheiden können, eine Bildung, die der Stelle entspricht, die man im Ganzen der Volksgemeinschaft einnimmt, ein praktisches Christentum der Liebe und des Helfens, das das eigene Leben zum Dienst an der Gemeinschaft macht, das volle Freiheit für die durch Erfahrung und Denken unentscheidbaren Überzeugungen des Glaubens gewährt: das ist das Evangelium, das die beiden Volksdichter ihren Volkserziehungsbemühungen gemeinsam zugrunde legen. Die Sterne, die über dieser Botschaft leuchten, waren im Grunde die Sterne, die der deutschen Bewegung von den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts bis zu den dreißigern des 19. aufgegangen waren.

Staatsdenken und Deutschtum.

Diese Auffassung bestimmte auch ihre Haltung zu Volk und Staat. Wir können es Anzengruber nicht übelnehmen, wenn er dabei weniger an den Staat Österreich dachte, wie er in seiner Zeit war, als den, den er erhoffte, so wie er es schon am Schlusse eines Jugendgedichtes an „Die Schatten von Solferino“ diesen zurief:

„Ihr seid bis auf die Zeit gebannt,
Wo einst lebend'ger Geist nicht scheu'n,
Die Sonne muß in Östreichs Land.“

Seine politische Grundüberzeugung, nicht weniger als liberalistisch, hat er in den Schlagätzen über „Die Friedensliga“ niedergeschrieben: „Sie ist den Gedanken der Zeit, nicht aber den Tatsachen entsprechend. Ihr habt nicht die Macht, alle Völker durch Friedenslieder einzulullen. Leider nicht. Der aber, der es vermöchte, ein einzelnes, es wäre das edelste, einzuschläfern, daß es unbereit, waffenlos unter den andern dastünde, er wäre nicht ein Freund der Menschheit, sondern nur ein Feind dieses Volkes. So steht es leider. Darum keine Friedenspredigten, keinen Kosmopolitismus, sondern Betonung des Nationalgefühls. Der Krieg wird schließlich den Krieg unmöglich machen. Nicht die Milde, der Greuel, der himmelschreiende Greuel war von jeher der Lehrer der Völker.“ Ebenso herzhast klingen Kosseggers Ausführungen über die mißverständene liberalistische Freiheit im „Höhenfeuer“: „Das eine Blatt führt die Höhnfreiheit ein, das andere die Denunziationsfreiheit; das dritte die Lügenfreiheit. Nichts, was sonst als Grundpfeiler der Kultur und Moral aufrecht stand, ist mehr heilig, wenn es sich um Parteiinteressen handelt. Unter der Maske der Parteiinteressen schaut ihnen aus den Augen persönliche Scheelsucht, Brotneid, Haß und allerlei Liebenswürdigen. Wo ist der sittlich strebende Mann, welcher zuliebe derartiger Umtriebe etwas von seiner inneren Überzeugung opfern möchte? Dem einzelnen Mann wird alle Tugend vorgeschrieben; in den großen Parteien geht alle Schleichheit vor sich. Dem einzelnen Mann wird verboten, mit seiner Zunge ein unwahres Wort zu sagen; die Zeitungen lassen die größten Lügen drucken in vielen Tausenden von Blättern. Und was das Volk an jener Stätte lernen kann,

wo die Volksvertreter zusammenkommen, um über das Wohl des Reiches zu beraten, das sei hier verdeckt mit dem Wunsche, der Reichsrat tage unter Ausschluß der Öffentlichkeit.“ Das sind starke und mutige Worte im alten Österreich, aber sie dürfen uns nicht wundern bei einem Mann, der im Aufbau einer Volksgemeinschaft auf der Grundlage der Arbeitsstände und insbesondere eines tüchtigen Bauerntums die einzige Rettung für den Staat sieht.

Beide Dichter sind nicht nur gute Österreicher, sondern auch gute Deutsche. Anzengrubers Deutschtum ist wohl in der Art des idealistischen Nationalgedankens der Zeit Schillers oder Fichtes stärker gedanklich bestimmt. Kossegger aber weiß in voller Klarheit von der Verwurzelung des Deutschtums im Lebensgrund seiner Rasse. Er hat in Dichtung, Kampfschrift und Tat für dieses Deutschtum gekämpft und im Lässigwerden in diesem Kampfe eine der größten Gefahren für Österreich gesehen. Wenn er Andreas Erdmann die Schuld auf sich laden läßt, in Napoleonischen Feldzügen als Deutscher gegen Deutsche gekämpft und den Herzbruder und Freund erschossen zu haben, so werden wir daran denken, wie neu noch die Erinnerung an den Bruderkrieg von 1866 war. In seinem Roman „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr“ hat er dem Tiroler Verteidigungskampf gegen Napoleon ein Denkmal gesetzt, wie schon „Die Schriften des Waldschulmeisters“ den Helden zu Andreas Hofer führen. Mit glühender Begeisterung hat der im Herzen großdeutsch fühlende den deutschen Sieg von 1870 erhofft und begrüßt. Auf die rassistische Überfremdung deutscher Dörfer, Städte und ganzer Landschaften durch billiger arbeitende und kulturärmer lebende Slawen hat er immer wieder warnend hingewiesen. Aber auch hier hat Kossegger sich nicht mit dem Worte begnügt. Es war sein Einfall, das Deutschtum in den bedrohten Gebieten dadurch zu stärken, daß eine große deutsche Schulstiftung ins Leben gerufen wurde, die dem „Deutschen Schulverein“, dem Vorläufer des „Vereins für das Deutschtum im Auslande“, für Schulbauten deutscher Gemeinden an der Grenze und über der Grenze auf einmal ebensowiel zur Verfügung stellen sollte, als dieser in den dreißig Jahren seines Bestehens für diesen Zweck hatte ausgeben können, nämlich zwei Millionen Kronen. Er verpflichtete sich, selbst 2000 Kronen zu zeichnen, wenn tausend Volksgenossen binnen einem Jahr dieselbe Summe zur Verfügung stellten. Schon neun Monate nach seinem 1909 erfolgten Aufruf war die Summe beisammen, und noch vor dem Weltkrieg hatte sich die dritte Million dazugesellt. Auch hier hat Kossegger sich als Volkserzieher großen Ausmaßes bewährt, wie er sich im Kleinen bewährte, wenn er 1907 einem Enkel als Glückwunschkarte schreibt: „Vergiß nie, daß du ein Deutscher bist!“ Er, der, auch darin ein Ketzer im alten Österreich, an das Kommende eine Reich aller Deutschen geglaubt hat und dafür eingetreten ist, hat es, als er 1918 die Augen schloß, die schon den Zusammenbruch kommen sahen, nicht ahnen können, daß zwanzig Jahre nach seinem Tode dieses eine Reich der Deutschen verwirklicht sein werde.

Wir aber, die freudigen Herzens miterlebten, wie deutsche Dichter in österreichischen und judendeutschen Gauen ihres völkischen und volkerzieherischen Auftrags bewußt wirkten, um für dieses eine Reich aller Deutschen geistig und in den Herzen den Boden zu bereiten, wir wollen die beiden österreichischen Volksdichter nicht vergessen, die in gleicher Hingabe an der Aufgabe der Volkserziehung im alten Österreich und für ganz Deutschland in ihrer Zeit in Dichtung und Mahnruf sich einsetzten in dem Geiste, der den Aufgaben und Notwendigkeiten ihrer Zeit entsprach.

Bei einem Blick auf unsere heimatliche Dichtung ergibt sich immer wie von selber die naturgewachsene stammestümliche Teilung in Alemannen und Franken. Aber es ist nicht nötig, mit starkem Nachdruck darauf hinzuweisen, weil der Wille zur einheitlichen kulturellen Formung unseres Gaues und des deutschen Menschen darin stärker wirksam ist als eine örtlich bedingte Grenzziehung und Trennung. Trotzdem macht es dem feiner empfindenden Ohr Freude, die verschiedene Sprachmelodie des einen und andern zu verfolgen, und dem Erzieher ergeben sich daraus reizvolle Aufgaben. Aber zur landschaftlichen Weise kommt die einzelpersonliche musikalische Note, die oftmals jene zum reinen Wohlklang erhebt oder ihr ein starkes eigenes Rauschen und Tönen mitteilt.

So wird man in Franz Büchlers Drama *August der Starke* (München, Verlag Langen-Müller) kaum das Alemannische feststellen wollen, obwohl der Dichter aus dem Elsaß kommt und im stammverwandten benachbarten Oberkirch wirkt. Vielmehr sind hier Handlung, Charakter, Zeitbild und Atem des Vortrags von einem hinstürmenden Fluß der Leidenschaft und des großgemuten Willens bestimmt, die echt dichterisch aus der Tiefe bewegt sowie aus dem quellenden Reichtum des Barock und der fürstlichen Kraftnatur des Zelten gespeist werden. Noch im Übermaß erweckt das Bewunderung. Der Zusammenprall des königlichen Traumes von einem großen Reich des Geistes, der Kunst und Liebe mit der preussischen Nüchternheit und Machtpolitik spielt sich echt dramatisch ab, und die Fittiche des Genius werden den jungen Feig über seine erste große Erschütterung hinweg tragen.

Ist bei Büchler trotz des geschichtlichen Rahmens die eigenschöpferische Umgiehung der überlieferten Gestalten stärker als die historische Genauigkeit, so hält sich Wilhelm von Scholz (Konstanz) in seinem Schauspiel *Die Frankfurter Weihnacht* (Bielefeld, Velhagen & Klasing) enger an die geschriebene Überlieferung. Aber wie er diese mit Farbe und Leben füllt, wie er Leidenschaften und Güte in Bewegung setzt, wie er die Linien des Geschehens umkleidet und durchleuchtet, wie er Fluß und Klang der Sprache dem Gefühlsgehalt des Geschehens und der Menschen anpaßt, das spricht für seinen künstlerischen Reichtum. Die Geschichte vom Zwiespalt zwischen König Otto und seinem Bruder Heinrich mit dem menschlich und politisch wahrheitsgetreuen, erhebenden, versöhnlichen Ausgang ist sowohl stofflich wie durch die seelische Haltung als Theaterstück und Lesedrama (auch für Schüler) von seltener Gültigkeit. Denn über dem bloßen Geschehen schwebt eine geistige Geminnung, die unsern Sinn und Willen anspricht und befeuert.

Das gilt auch von dem Drama *Die Stunde ruft* von Wilhelm Zentner, welches den Weg Theodor Körners vom gefühlseiligen und umschwärmten Dichter zum opferbereiten, feurigen Kämpfer zeigt, dessen junges Leben nicht unnütz auf dem Schlachtfeld verblutet. (München, Verlag Dr. Gsch. Buchner.)

Das Historische, welches diesen dramatischen Werken den tragenden Untergrund liefert, bleibt auch Stoffquell für eine Anzahl von epischen Leistungen. Der Atem großen und weltgestaltenden Geschehens, der unsere Gegenwart durchflutet und ihre geistige Haltung bestimmt, weist folgerichtig auch auf andere schicksalsträchtige Perioden unserer Vergangenheit hin, deren Kräfte und Gegenkräfte nun aus dem eigenen

Erleben heraus sinnfällig durchspürt, erfüllt und gestaltet werden können. Denn dies ist das Entscheidende gegenüber dem früheren sog. Professoren-Roman, daß wir heute nicht ein historisches Kabinett mit seinen Kuriositäten betreten wollen, daß wir nicht durch den Anblick fremder Gewänder und Geräte befriedigt werden, sondern daß wir den Menschen suchen, der unter dem Sturmwind der Geschichte geformt und zum Ahnherrn des heutigen Geschlechts geprägt wurde, und der dabei sich selber fand und behauptete.

Soldy ein würdevoller, aufrechter, unbeugsam-ehelicher Kämpfer ist Las Casas, den uns Reinhold Schneider (aus Baden-Baden) in seiner historischen Erzählung *Las Casas vor Karl V.* in unvergeßlichen Strichen zeichnet. (Leipzig, Insel-Verlag.) Dem Historiker sind die Ereignisse geläufig, die sich nach der Entdeckung Amerikas infolge der Goldgier der Eroberer abgespielt haben und die ein Schandfleck im Bilde der sog. gesitteten Welt bleiben. Las Casas wirft sich zum Ankläger und Retter der betrogenen und ausgeplünderten Eingeborenen auf. In einem meisterhaften Aufbau, der die Ringe des Vergangenen und Gegenwärtigen fest ineinander fügt, und ebenso in einer funkelnden Sprache, die straff und gebündelt, doch voll Melodie ist, führt uns Schneider mit Las Casas auf seinem schweren und tapferen Weg durch türmende Hindernisse bis zur entscheidenden Sitzung im großen Räte des unnahbaren Kaisers, wo in einer dramatisch bewegten Steigerung der Anspruch des Rechtes und der Menschenwürde über juristische Dialektik und nackte Gewalt triumphiert. Der Sieg der sittlichen Idee bricht sonnenhaft durch das Gewölk der irdischen Dünste, und ihrer adligen Haltung entspricht der Stil des Werkes, das der Historiker und der Künstler zuchtvoll geschaffen hat.

Gläubiges Vertrauen auf das Recht, auf die gesunde Art, auf die rechtfertigende Zukunft trotz Leid und Not einer zerfleischten Gegenwart zieht sich als goldener Faden tröstlich und erhebend durch den Roman *Die güldene Kette*, in dem uns Juliane von Stockhausen in das heimatliche Frankenland zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges führt (Leipzig, Verlag Staackmann). Es gilt nicht, Schlachten zu schildern und die Trommel zu wirbeln, sondern die Zwiebracht zu zeigen, die der konfessionelle Hader sät, das Unglück zu malen, das entfesselte Leidenschaften heraufbeschwören, und dem gegenüber die adlige Behauptung und Bewahrung, die allein eine Bürgerschaft der Zukunft ist, wenn schon in der Gegenwart Gut und Geist in Trümmer gehen. So richtet sich Maria Heidin von Königheim aus allen Demütigungen an Leib und Seele wieder auf; ihr starkes Herz findet und spendet Kraft, und der Glaube an die aufbauende Zukunft schlägt aufs neue Wurzel.

Wie ein Gegenstück dazu wirkt der Roman *Kineck* von Irma von Drygalski (in Heidelberg) oder richtiger wie ein Gegenbeispiel im pädagogischen Sinn. Kineck war ein Dorf im Odenwald, das gegründet wurde, um landsahrende Leute festhaft zu machen. Ihr unruhiges Blut sollte auf der eigenen Scholle eine Heimat finden. Wenigstens hatte sich der menschenfreundliche Verfechter des Planes dies so ausgemalt. Aber er erlebt schwere Enttäuschungen. Die Seiltänzer, Kesselflicker, Bärenreiber und Gauner haben weder Sitzfleisch noch ehrlichen Ernst. Sie werden eine Landplage der ganzen Umgebung, und nach Jahren bösen Niedergangs,

der dem anfänglichen Aufbau folgte, zwingt die badische Regierung die unraffigen Siedler zur Auswanderung nach Amerika. Kineck zerfällt wieder, und sein Name ist geradezu ein Symbol für Siedlungsversuche am untauglichen Stoff, die zum Mißlingen verurteilt sind. Die Erbgesetze des Blutes sind stärker als der beste Wille eines Idealisten. Denselben Vorgang erleben wir auch in dem Dorf Krummenweiler, das Otto Kombaich in seinem Roman von der jungen Donau, *Der standhafte Geometer*, einführt. Auch hier kehrt das fahrende Volk bloß zur Winterzeit ein, um mit der Schneeschmelze wieder auf die Walz zu ziehen, und alle Bemühungen, sie als Bauern, Hafner oder Fischer ansässig zu machen, schlagen gründlich fehl. Kineck ist dafür ein historischer Beleg, dessen Urkunden eine erschütternde Sprache reden, — wobei freilich auch die Fehler nicht übersehen werden dürfen, die damals gemacht wurden und die heute vermieden werden könnten. Das Siedlungsproblem hat mit den Jahren ein anderes Gesicht und andere Grundlagen bekommen. Wilhelm Weigand hat uns in seinen Romanen Die ewige Scholle, Die Gärten Gottes und neuerdings in *Selmahausen* darein Einblick gegeben, wobei er als geistvoller Erzähler auch die Kulturwelt seiner fränkischen Heimat mit vielseitigen Strichen entwirft.

Damit sind wir aus der geschichtlichen Atmosphäre in die jüngste Gegenwart vorgeedrungen, der eine Reihe weiterer Prosawerke des letzten Jahres aus unserer Heimat verpflichtet sind.

Da sei zunächst Hermann Eris Busse mit seinem baaremer Roman *Der Tauträger* genannt (Leipzig, Paul-List-Verlag), der bis an die jüngste Gegenwart heranzuführt und die Entwicklung eines Donaudoors aus dem Sumpf und der Verlotterung der Nachkriegszeit zum wiederbeginnenden Aufstieg und zur völkischen Erweckung zeichnet. In den Gestalten des Tauträgers und seines Widersachers, des Grünen, kommen die gegensätzlichen Strömungen der Zeit zum Austrag, in welche die ganze Gemeinschaft verwickelt ist. Landschaft und Brauchtum sind kenntnisreich erfasst und an der rechten Stelle zur Mitwirkung angerufen. Gerade die volkstümlichen Stellen, wie etwa die baaremer Fasnacht, bleiben mit ihrer Anschaulichkeit stark im Gedächtnis haften und können auch schulmäßig vorteilhaft zur Auswertung kommen.

Aus der Bauernwelt führt uns *Germinie Maierhuser* in die der Rheinischer in ihrer balladenhaften Erzählung *Der Dreizaß* (Karlsruhe, Verlag K. Moninger). Allgemeine Not des Grenzgebietes im Ganauerland vertieft die des Fischerstandes durch Verschlechterung der Gewässer infolge der zunehmenden Industrialisierung und Uferregelung. Aber im Schicksal einer natur- und landverbundenen Rheinischerstochter wird Not und Wirrsal überwunden und der Blick hoffnungsvoll über die brausenden Fluten des großen Stromes auch in jene stillen, umbuschten Winkel gelenkt, wo der Wildschwan nistet und seine junge Brut die Flügel spreiten lehrt.

Ein köstliches Jugendbuch voll unaufdringlicher Pädagogik ist Fritz Knöllers (aus Pforzheim) mit der Bubengeschichte *Die beiden Ausreißer* gelungen (Köln, S. Schaffstein), umsomehr, als er gar nicht moralisiert, sondern das „Merke“ wie beiläufig zum Schluß aus den Ereignissen herauswachsen läßt. Zwei junge Burschen, die sich einbilden, sie könnten es zuhause nicht mehr aushalten und sie müßten draußen irgendwo rasch zu Millionären werden, brennen in die Großstadt durch, wo sie ganz unten anfangen wollen, wie das nach ihrer Meinung jeder Glückschmied so gehalten hat... Nun, es geht ihnen bald dreckig. Aber heimgehen:

ausgeschlossen! Also wandern sie in die Wälder und helfen den Holzknechten. Schließlich findet der Erzähler in seiner freischgemuten und ursprünglichen Art den richtigen Dreh, die beiden Schlingel wieder heimzubefördern, und der erwachsene Leser darf seine ironisch-schmunzelnde Freude auskosten, wo der jugendliche kaum merkt, wie ihm selber ganz harmlos die Augen geöffnet werden.

Einen inhaltlich und künstlerisch reichhaltigen Band (Karlsruhe, Verlag C. F. Müller) bescherte uns Franz Sirtler (Freiburg). Siebzehn wohlgeformte und abgewogene Erzählungen vereinigt er unter dem Titel *Heimkehr aus der Fremde*, der auf die meisten zutreffen könnte, nicht bloß auf die erste, die ihn trägt; denn irgendwie kehren die meisten Menschen, die er uns nahebringt, aus einer Verirrung heim zu sich selber. Es geht aber keineswegs getragen und gar nie geschwollen zu, wohl aber weht eine besinnliche Luft um diese alemannischen Leute aus den verschiedensten Jahrhunderten. Stille, unbekannte Bauern und Träger wohlbekannter Namen begegnen uns da, Wickram, Zebel, Konradin Kreuzer, Gött und auch Grimmelshausen sind dabei, ferner heitere Gesellen und versonnene Burschen, auch rechte Querköpfe, denen es nicht leicht fällt, den richtigen Ranz zu gewinnen. Aber Sirtler führt sie klug und sicher ihren Weg und bringt die entscheidungsvolle Wendung in klarer Entwicklung zum einleuchtenden Schluß. Mit Ausnahme der ersten, die etwas lang und psychologisch verzwickelt ist, eignen sich alle trefflich zum Vorlesen, wobei der innere alemannische Tonfall des Erzählers vernehmbar und mit naturgewachsener Farbe erfreulich durchklingt.

Ganz stark ist dies bei dem trefflichen Erzähler *Heinrich E. Kromer* (Konstanz) der Fall, der lange nicht die Aufmerksamkeit findet, welche er verdient. Er ist kein Vielschreiber, aber vorbildlich in Rundung und Tonfall gerät ihm die kurze Kalendergeschichte, die auf dem Weg vom mündlichen Bericht aufs Papier nichts von ihrer schalkhaften Würze einbüßt. Sein *Alemannisches Geschichtsbuch* (Leipzig, L. Staackmann) weist ihn nach der ersten wie nach der schnurrigen Seite als eigenwüchsigen, volksnahen Künstler aus und vermittelt einen Querschnitt durch sein schriftstellerisches Werk.

Das Beste haben wir uns zum Schluß aufgespart: Joachim von der Goltz, „Der Steinbruch“, und Friedrich Franz von Unruh, „Die Heimkehr“. Beides sind Novellen von künstlerischer Vollendung, aber Joachim von der Goltz (Sasbach) baut seine weiter aus und kann sie deshalb als Roman bezeichnen. Die Schicksalhaftigkeit des Geschehens, die aus den Menschencharakteren entspringt, spielt sich mit einer Konsequenz ab, die jede Willkür, jeden Zufall ausschließt. Man atmet die reine Luft der Unerbittlichkeit und wird in den Bannkreis eines Menschentums voll Würde geführt. Dabei handelt es sich um werktätige Bauern und Steinarbeiter, die in nichts verschönt oder idealisiert sind; aber der Dichter läßt uns so tief in ihr Inneres blicken, daß uns keine seelische Regung verborgen bleibt. Er tut das mit einer behutsamen und herben Art, die nirgends zu großen Worten greift, sondern im Gegenteil die Kunst versteht, das Schweigen beredt zu machen. Zwei Brüder gehen auseinander, weil der jüngere sich eines Betrugs am älteren schuldig macht; aber sie bleiben trotzdem gebunden, weil die Frau des einen zwischen ihnen steht und mit der Wunschkraft ihres schlichten und doch großgemuten Herzens die Atmosphäre reinigt. Wie ein Erdbeben geht die Erschütterung durch die Menschen, die sich auf ihrem Feld oder im Steinbruch abrackern, um Herr ihrer Not zu bleiben. Der Kreis ihrer Umwelt, Kinder, Jünglinge und Greise, Männer und Mäd-

chen, klar und einfach, stolz und leidenschaftlich, umschließt und hält dieses Werk und sein prächtiges Menschentum, dem die Natur im Wandel der Jahreszeiten einen beziehungs-vollen Hintergrund schafft. Die reine Luft der Höhe umspielt das alles mit heilender Lauterkeit, und die künstlerische Geschlossenheit des Ganzen ist so stark wie die menschliche Höhe, die uns mit dem Licht ihrer Entführung emporhebt und beseligt. J. v. der Goltz hat die Gabe, alles Geschehen in sichtbare Handlung umzusetzen; nichts bleibt in bloßer Beschreibung stecken, immer ist unsere Teilnahme geweckt, die selbst das Kleingetier des Waldes, die Igel und Kröten, nicht ausschließt. Das ist Ersatz genug dafür, daß es der Sprache am heimatlichen Tonfall gebricht, daß sie in einem kleinstädtischen Deutsch vorgetragen ist und selbst niederdeutsch Fremdes (wie einzelne Namen oder das Wort Kate für Bauernhütte) nicht vermeidet. Aber die Liebe zur Landschaft und zum Schwarzwälder Menschenschlag leuchtet verklärend über dem Steinbruch, der in seiner Härte den Kampf mit dem Schicksal symbolisiert.

Ein vollkommenes Juwel einer Novelle schuf Friedrich Franz von Unruh (Freiburg) mit seiner leidenschaftlich-drangvollen, formal gedrängten Erzählung Die Heimkehr (Essener Verlagsanstalt), die mit dem Atem eines glühenden Geschehens hinreißt und doch nie das adlige Maß menschlicher Gelassenheit verlegt. Die seelischen Konflikte, die hier zwei reife Menschen ahnungslos in ihren Wirbel reißen und zu verschlingen drohen, klären sich zu einer seelischen Reinheit und Größe, die auch den Leser Schritt für

Schritt umwogt und zur reinigenden Höhe hebt. Er nimmt an jener Entführung teil, die es nach einem Wort von Emil Strauß bewirkt, daß der Mensch dem Leben gegenüber wieder unschuldig wird. Sprachliche Melodie, Zeichnung von Mensch und Landschaft (an Lahn und Rhein), Innigkeit des Gefühls, die augenhafte Erfassung und Widerspiegelung zahlloser Einzelheiten verschmelzen zu einem Prosa-Kunstwerk von seltener innerer und äußerer Vollkommenheit, das die Konzentration eines folgerichtigen Dramas aufweist und uns mit seinem Menschentum und der Harmonie ihrer Umwelt ergreift und durchschauert.

Als einziger Gedichtband führt Hermann Burtes Anker am Rhein (Leipzig, S. Haessel) in alemannisches Kernland und Wesen. Darin spiegelt sich die geistige Kraft des Dichters, der, neben Emil Strauß, als der erste Vertreter des Künstlerischen in unserer Heimat und über ihre Grenzen hinaus längst anerkannt ist. Auch im neuen Band finden wir die alten Züge: hohe Sprachkunst, dichterische Weihe, reine Gesinnung, stolzes Verantwortungsbewußtsein, Reichtum der Gedanken und Bilder und zu dem klassischen Ernst diesmal auch Spott, Scherz und Satire, die sich gegen falsche Götzen wendet, während den echten Göttern, deutschen und hellenischen, lodernde Opferflammen entzündet werden. Hier weitet sich das Stammestümliche, das der tragende Grund von Burtes Menschen- und Dichtertum ist, zum allgemein Deutschen, das aus den Wotanswäldern und Pallas-Tempeln sich bis zu den Sternen erhebt.

Cornelie Prange Ein deutsches Schicksal in der Kleinstaaterei.

Nach den Reiseberichten des Pfälzers Andreas Riem.

Vor mir liegt eine der zahlreichen Reisebeschreibungen aus dem 18. Jahrhundert¹, wo es gewissermaßen zur allgemeinen Bildung eines Mannes von Wissen und Ansehen gehörte, die europäischen Länder zu bereisen und die dabei gewonnenen Beobachtungen und Meinungen gelegentlich durch den Druck auch der Öffentlichkeit zur Kenntnis zu geben. Einer reiste als Naturforscher, ein anderer als „Ökonom“, wieder ein anderer als Schönegeist... Unser Verfasser beschaute sich Europa als Politiker, obwohl er eigentlich von der Theologie herkam: Es war der Kanonikus Riem. Aber die Aufklärung seiner Zeit nahm ihn schon früh bei der Hand und führte ihn in das Land der Literatur und unter den Einfluß Lessings, und schließlich in das der Politik, das ihm zum Schicksal werden sollte.

Andreas Riem entstammte — wie die etwas dürftigen Nachrichten² zu berichten wissen — einer reformierten pfälzischen Familie. Er wurde am 22. August 1749 geboren, anscheinend zu Frankenthal in der Pfalz^{3a}, wo sein Vater das

Amt eines Rektors versah. In der Nähe von Heidelberg muß er dann einen großen Teil seiner Jugend verlebt und die Schule besucht haben, später die Universität. Sein Hauptstudium galt der Theologie. Daneben widmete er sich, der enzyklopädischen Richtung des 18. Jahrhunderts folgend, auch in gründlicher Weise den allgemeinen Wissenschaften, besonders in der Philosophie erwarb er sich vielseitige Kenntnisse. Den nachhaltigsten und wohl entscheidenden Einfluß hatte auf den jungen Menschen der Aufklärer Barthelémy, dessen Riem mit schwärmerischen Worten gedenkt: „Du, dem ich den Übergang zur Kultur des Verstandes allein verdanke — der du zwey Jahre lang, ohne daß ich es fühlte, mein Erzieher, mein Freund... warst, — du, dem ich meine ganze Bildung, der du dich mit der größten Wärme des Freundes unterzogst, zu danken habe — der die Nebel des Vorurtheils, die meinen theologisch geschulten Verstand bedeckten, zerstreute; mich zuerst unterrichtete, wie man Wahrheit suchen und finden müsse? —“

Anfang der siebziger Jahre verließ Riem sein engeres Vaterland und folgte dem am 10. Dezember 1739 ebenfalls in Frankenthal geborenen Johann Riem³ nach Preußen. Dort hin, wo — wie er mit einem besonderen Selbstgefühl fest-

¹ Riem, [Andreas]: Reisen durch Deutschland, Frankreich, England und Holland in verschiedener, besonders politischer Hinsicht in den Jahren 1785, 1795... 1801. Band 1—8. (Frankfurt und Leipzig) 1796—1801. 8°.

² Allgemeine Deutsche Biographie... herausgegeben durch die Historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften [München]. Band 29, S. 756/757. Meusel, Joh. Georg: Das gelehrte Teutschland... 5. Ausgabe. Band III, 26 ff.; IV, 362 ff.; V, 481 ff.; XV, 165; XIX, 358.

^{3a} Das ehemals kurpfälzische Frankenthal usw. kam 1816 zu Bayern als ein Teil des nunmehr „Pfalz“ genannten Gebietes.

³ Johann Riem. * zu Frankenthal, 10. 12. 1739. † zu Dresden, 11. 12. 1807. War zunächst u. a. Oberökonomikommissar und Lehrer der Bienenökonomie in Berlin, 1776 Oberinspektor aller schlesischen Bienenplantagen in Grünthal bei Breslau usw. 1786 beständiger Sekretär bei der Leipziger Ökonomischen Gesellschaft. 1789 ff. kurfürstlich sächsischer Kommissionsrat in Dresden.

stellt — Friedrich, „dieser große Monarch, mich unmittelbar in seine Staaten einsetzte“. Er wurde reformierter Prediger zu Friedrichswalde bei Templin in der Uckermark, 1782 an dem großen Friedrichshospital in Berlin. Neben seinem Amt begann er sehr bald mit schriftstellerischer Tätigkeit ganz im Geist der herrschenden Aufklärung seines Jahrhunderts. Die Gegenstände zu seinen Abhandlungen entnahm er, außer seinem theologischen Fach, Kultur- und Kunstgeschichtlichen Gebieten. Auch poetische Versuche fehlten anfangs nicht. 1786 erschien in Berlin seine „Gedächtnisrede auf Friedrich den Einzigen“. Verschiedene Schriften der nächsten Jahre verraten entschiedene Beeinflussung durch Lessing. Wegen seiner allzu aufklärerischen Feder, und weil er gewisse Dinge nicht lehren wollte, die „wider eine reine Vernunftlehre streiten“, erwuchsen ihm unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen allerhand Schwierigkeiten in seinem geistlichen Amt, bis er es 1789 freiwillig aufgab. Man übertrug ihm dann die Stelle eines „beständigen Sekretärs bei der Berlinischen Akademie der Künste... sowie die Direktion der königlichen Kunst- und Buchhandlung“. 1791 ernannte man ihn zum Kanonikus bei dem Stift St. Johannis und Dionysii in Herford. Ferner zum Mitglied der Leipziger („kursächsischen“), wie auch der kurpfälzisch-bayrischen ökonomischen Gesellschaft.

„Eine unersättliche Begierde, alles kennen zu lernen... bewog mich, dieses letzte Jahr ganz dem Studium der Politik und Finanzen zu widmen...“, so schreibt Andreas Riem in der Einleitung zu seinem ersten 1796 erschienenen und Deutschland behandelnden Reiseband. „Von Berlin gieng ich zuerst aus. Ich durchdachte das Staatssystem des Großen, leider! auf ewig verschlafenen Königs, der alle systematische Politik mit sich ins Grab genommen zu haben scheint.“ Seine Betätigungen auf politischem Gebiet wurden ihm nun vollends zum Verhängnis, so daß ihn Friedrich Wilhelm II., dem er doch noch ungleich wichtigere Dienste glaubte geleistet zu haben, aus Preußen verbannte. Gleichwohl war ihm das Schicksal des preussischen Staates nicht gleichgültig, und er zeigte sich tief erschüttert in dem Gedanken, „daß Preußen durch Ergreifung eines geschmeidigen Höflichkeitensystems alle Energie aufopfert, und alles Interesse der Ehre, das kleinere Staaten zum Range der ersten erhebt“. — Über sein weiteres persönliches Leben äußert sich Riem selbst: „Da ich im Jahr 1795 der europäischen Sklaverei aus dem zugleich aufgeklärtesten und am despotischsten beherrschten Staat unseres Welttheils... verbannt wurde, weil ich es gewagt hatte, Preußens Vertheidigung als ein Mann von Ehre, und nicht als ein bezahlter Elender zu übernehmen; begab ich mich nach Frankfurt am Mayn. ... ich hatte alle Gründe, von der preussischen Bischofswerderisch-Gardenberg-Hohenlohschen Clique alles zu besorgen... Ich gieng also unter dem angenommenen Namen des Doctor Freund nach Homburg vor der Höhe.“ Die Schuld an dem Versagen der preussischen Politik gibt er der Umgebung Friedrich Wilhelms II. Den König selbst nannte er „einen wahrhaft gütigen Monarchen, der wohl an nichts weniger dachte, als sein Volk unglücklich zu machen. ... er wollte nur, was gut war, aber andre, die um ihn sind, wollten es nicht... So ergab sich von allen Wünschen des guten Monarchen gerade das Gegentheil... Keiner von diesen [Ratgebern] ist durch Wissenschaften gebildet, durch Philosophie, die sie hassen, zu einem guten System fähig; keiner sieht über die Bedürfnisse des Augenblicks hinweg“.

Die Jahre 1796 und 1797 verbrachte Riem in Holland, zeitweise in Paris, und 1797 hielt er sich vorübergehend in Hanau auf.

⁴ Riem, A[ndreas]: Reisen... Band 2 (1797), S. 5 ff.

1797/98 erschienen von ihm u. a., ohne Namensnennung, allgemeine politische Vorschläge „An den Congress zu Rastadt“⁶. Darin berührte er auch die Frage der Rückkehr der aus politischen Gründen Verbannten: „Preußen und Hessen-Kassel, gerade zwey Fürsten, welche in Frieden mit der [französischen] Republik lebten, suchten sich in Verfolgung rechtschaffen denkender Männer zu übertreffen.“ — Unter diesen „Verfolgten“ nennt er, außer sich selbst, u. a. den Literaten, einstigen Hofrat und Prinzenbegleiter Franz Michael Leuchsenring⁷, der auch einmal zum Kreis um Herder, Merck, Goethe gehörte, und der in Goethes „Fastnachtsspiel vom Pater Brey“ als ein unlauterer und doppelzüngiger Weltverbesserer ein Denkmal fand; Leuchsenring hielt sich in den 1780er Jahren in Berlin auf, wo Riem vielleicht mit ihm in Berührung gekommen sein mochte. — Ferner ist erwähnt Johann Friedrich Reichardt⁸, der 1775 als Kapellmeister Friedrichs des Großen nach Berlin kam; 1794 mußte ihn Friedrich Wilhelm II. nach dreijähriger Beurlaubung seiner revolutionären Gesinnung wegen endgültig entlassen; er erhielt dann 1796 die Stelle eines Salineninspektors in Halle. — In Hinsicht auf die von ihm aufgezählten Männer richtet nun Andreas Riem an den Congress zu Rastatt die Bitte, „daß die französische Republik die Männer, die ihr ergeben sind, durch den Frieden in Sicherheit setze, in dem ganzen deutschen Reiche leben und wohnen zu können, solange sie nicht der Thätlichkeit gegen Landesverfassungen überführt werden können...“ — Doch scheinen Riems Versuche, nach Deutschland endgültig zurückkehren zu dürfen, erfolglos gewesen zu sein.

1798 und 1799 bereiste Andreas Riem England. Die Jahre 1799 bis 1800, und wahrscheinlich auch die darauffolgenden, verbrachte er in Frankreich. Danach verlieren sich die Spuren des ehemaligen Kanonikus Riem. Vielleicht hielt er sich auch in den übrigen Lebensjahren in den Grenzen der französischen Republik auf. Eine Meldung nimmt an, daß er schon 1807 in Paris gestorben sei; nach einer anderen ist er 1811 „Advokat bei dem Gerichtshof in Speyer“.

Andreas Riems von 1796—1800 in acht Teilen erschienene Reisebeschreibungen enthalten Äußerungen und Meinungen, die er selbst als „allgemeine Beobachtungen“ angesehen haben will. Er ist im Ausdruck gemäßig und gibt scharfsinnige und treffende Bemerkungen; dies gilt zumal für seine Urteile über jenes Preußen und jenes Deutschland, das noch der Tod des großen Königs mahnend überschattete, und das die Ausstrahlungen der französischen Revolution mit einem seltsam verwirrenden Zwiellicht zu erfüllen begannen, bis es der Tiefenwirbel der napoleonischen Entwicklung erfaßte.

Über die Zeit zu Beginn seiner im ersten Band behandelten Reise durch Deutschland schreibt Riem: „Äußerst verschieden war die Stimmung der Nation... 1785, da ich die Reise... antrat, von der gegenwärtigen im Jahre 1795. Damals lebte der große König noch, und es war ganz — ganz anders.“ „Überall, wo ich hinkam, erzeigte man mir eine Achtung, die ich stolz erwartete, bloß weil ich mich zu dem Volk zählte, das der große König beherrschte... Der Glanz des großen Königes leuchtete vor jedem seiner Unterthanen her, und es war, als begleitete uns allenthalben seine Gegenwart.“ „König und Unterthan... waren unter dem Namen des preussischen Staats so enge ineinander verflochten, daß sie gleichsam nur ein Wesen ausmachten.“ „... unter Hochgefühl... war das

⁶ [Riem, Andreas]: An den Congress zu Rastadt. Von einem Staatsmanne. G. O. und V. 1797. (2. Ausgabe 1798.) Dazu: Supplement... 1798.

⁷ Langenkandel, 1746. † Paris, Februar 1827.

⁸ Königsberg, 25. 11. 1752. † Giebichenstein bei Halle, 27. 6. 1814. 1808 war Reichardt kurze Zeit in Kassel Hofkapellmeister des Jérôme Bonaparte.

natürlichste Hochgefühl eines Geistes [zu verstehen], das durch erhabene Thaten seines Monarchen, des Einzigen der Welt, und durch die allgemeine Ehrfurcht der Völker gegen ihn unterhalten war.“ „Wir lebten wie Kinder, die einen guten Vater hatten, der mehr für ihre Freuden, als die seinige, sorgte —.“ Dann leitet der Verfasser auf die Zeit und Politik unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen über. Und es ist erschütternd, wie er den Zusammenbruch Preußens — dessen Schicksal sich kaum zehn Jahre später schon erfüllen sollte — voraussah: „Es werden eben nicht viele Jahre vergehen, und Preußens Adler wird an Flügeln und Füßen gefesselt, unbedeutend, und vielleicht unglücklicher seyn, als man es glaubt.“

Bei der Beschreibung seines engeren Vaterlandes, der Pfalz, zeigt Andreas Riem ein tiefes, innerlich empfundenes Heimatsgefühl und Heimaturteil. Und er wird, wie in den jungen Tagen seines Schaffens, wieder zum Dichter, wenn er die Stätten seiner Jugend beschreibt:

„Churpfalz.“

Willkommen, Vaterland! das ich seit drey und zwanzig Jahren nicht wieder sah! dies war der erste Gedanke, da ich die Grenzen dieses Staates betrat. Alle Bilder meiner frühern Jahre lebten auf; alle Gespielen meiner Jugend, alle Theilnehmer meiner Freuden, meiner Studien in Schulen und auf der Universität, giengen in einer lebendigen Darstellung vor mir über. Das Haus meines Vaters, mit allen heimlichen Pläzen jugendlicher Spiele, der mit hohen, schwarzen Maulbeerbäumen umschattete Balcon nach dem tief unter ihm liegenden Garten, mit Fliederbäumen von violetten und weißen Blumen umgeben, die durch die grünen Jalousien ihre Wohlgerüche dufteten; der kleine, schlängelnde Bach, der unsern Garten von der Dechaney trennte, auf die unser ächt protestantisches Herz mit Schauern und Furcht hinüber sah, weil ihr Grund und Boden katholisch war —.

Wie könnte ich dem hinreisenden Zuge widerstehen, das große heitere Gemälde der glücklichsten Tage meines Lebens zu schildern, das in allen Farben des herrlichsten Colorits sich mir darstellt? Da steht es, unser fast ländliches Haus, abgesehen jede Aussicht nach der Straße der ruhlosen Stadt. Sein Eingang durch ein Gärtchen, von den schönsten Blumen geziert. Das Vorzimmer, links mit der Aussicht auf den Garten, vor mir auf den heiligen Berg, dessen mit hohen Waldungen gekrönter Gipfel oft von Wolken bedeckt lag, oft im Schimmer der Morgen- und Abendröthe sich im rasch dahinstürzenden Neckarstrom spiegelte. Der reisende Fluß, der an unserm einsamen Häuschen unten in der Tiefe vorbeifloß, und sich hie und da über Felsen brach, und in weißen siedenden Wogen schäumte. Hier, hier wohnten wir ... einsam ... An die Mauer im Garten, den der Strom bespülte, gelehnt, horchten wir oft hinüber, wenn der Gesang der Nachtigall aus dem Gebirge durchs dämmernde Licht der Nacht über den Strom herüber schallte ...

Dies war die Zeit, wo die Grundbegriffe des Großen, Edlen und Erhabenen ... ihre Wurzeln schlügen, und den Geist zu jeder Aufopferung für das Beste der Menschheit reif werden ließen.

Die Pfalz ist ein herrliches, fruchtbares Land, ein Paradies gegen die nördlichen Provinzen von Deutschland. Seine Bevölkerung war vormals stark, sie hat gegenwärtig unglaublich gelitten. Die Auswanderungen nach Amerika, wo sie Städte und Dörfer anlegten, nach dem Preussischen, wo große

Colonien von ihnen sich befinden, nach Ungarn und allen Gegenden der Welt, sind ein Beweis, daß es seinen Bewohnern nicht wohl gieng, denn nur Unterdrückung und Verzweiflung können den Menschen nöthigen, ein Paradies zu verlassen, und ihr Vaterland mit dem Rücken anzusehen.

So blieb vielen, welche die Abgaben nicht erschwingen konnten, nichts übrig, als die Verzweiflung, der Bettelstab, oder die Auswanderung. Viele, die noch etwas übrig hatten und fürchteten, daß es endlich denselben Weg gehen würde, verkauften alles was sie hatten, und zogen mit Weib und Kind in andere Welttheile oder andere Staaten, die sie aufnahmen.

Hierdurch litt nun die Industrie und der Feldbau uneretzliche Verluste, und mit ihnen die Staatscassen. Zu diesem Übel gesellte sich ein fast allgemeines Bestechungssystem, wodurch Ämter im Staate jeder Art, Recht und Gerechtigkeit fast allenthalben verkäuflich wurden ...

Daher kam es, daß die Pfalz, ein Land noch ungleich fruchtbarer als Sachsen, sich nie zu erholen imstande war, sondern immer in einem sich selbst gleichen Elende blieb.“

Die Farben, in denen hier der Verfasser die Zustände der Pfalz schildert, sind nicht zu düster aufgetragen. Sie untermalen die Tatsachen aus des pfälzischen Kurfürsten Karl Theodors Regierung und Zeit⁹, deren Kulturbüthe mit unbeschreiblichen Opfern an Volksgut und Volksblut erkauft war. Zwar wurden die Pfälzer nicht, wie so viele Männer anderer deutscher Staaten, als Soldaten nach England verkauft, da der Fürst ja mit Frankreich verbündet und von französischem Geld bezahlt war. Statt dessen mußten die Bauern die Geldmittel für den großartigen kulturellen Aufwand herbeischaffen. Auf eine andere Weise erschwerte und bedrückte die kirchliche Gegengewirkung den protestantischen Pfälzern das Leben. Auch dies hatte zahllose Auswanderungen zur Folge. Schließlich aber wurden alle diese verheerenden Opfer und Schäden auch zu einer nicht zu unterschätzenden Belastung für die nationale Entwicklung. Es mag daher nicht verwundern, wenn man gerade in der damaligen Pfalz die französischen Revolutionsgedanken teilweise freudig aufnahm.

Andreas Riems Aufzeichnungen lassen nicht erkennen, ob er selbst vielleicht ursprünglich als einer der vielen Auswanderer nach Preußen kam. Aber sie zeugen dafür, daß auch er — der seine Jugendheimat in einer so wunderbaren Schilderung zu verklären vermochte; dem die Liebe zu dem Staat Friedrichs des Einzigen, in dem er zum Manne wurde, solch schmerzlich-wahre Worte eingab — versengt worden war von dem züngelnden Feuer der französischen Revolution, dem so viele, selbst der besten deutschen Köpfe, für kürzere oder längere Zeit als Opfer verfielen.

Und derselbe Andreas Riem, der einmal so stolz war „auf den Namen des Preußen“, ließ sich zu dem Bekenntnis hinreißen: „Als geborner Eisehenaner kann mir kein Wunsch feuriger am Herzen liegen, als das Glück, ein freier, französischer Bürger zu werden.“ Von dem Los der Ausweisung verbittert, warf er sich der „großen“ Republik in die Arme und wurde — französischer Bürger!

Dennoch wohl hat er, bis zum unbekanntem Ende seines Lebens, die heimlich-zehrende Sehnsucht nach der Macht des einst so erhabenen Preußens, die auch dem übrigen Deutschland einen echten Glanz verlieh, nie verwinden können.

⁸ Riem, Reisen ... Band 1 (1796), S. 274—286.

⁹ 1743—1799.

Feierstunde für Ernst Krieck.

Die Gauverwaltung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes und die Kreiswaltungen Heidelberg und Mannheim folgten am Sonntag, den 12. Februar 1939, gerne der Einladung der Gaustudentenführung zu der Feierstunde für den Gaukulturpreisträger Prof. Dr. h. c. Ernst Krieck. So traten hier die badischen Erzieher zusammen mit der jungen Studentengeneration an, um ihre Gefolgschaft und Treue für den Philosophen und Kämpfer Ernst Krieck und sein Werk zu bekunden.



(Aufn.: Staatl. Landesbildstelle, Karlsruhe.)

Gaustudentenführer Dr. Scherberger spricht.

In der festlich geschmückten Aula der neuen Universität hatten sich die Ehrengäste von Partei, Staat und Wehrmacht, 350 Männer der Deutschen Arbeitsfront, Abteilungen der Gliederungen der Partei mit den Studenten und der Bevölkerung Heidelbergs zusammengefunden. Als Einleitung spielte das Collegium musicum unter Leitung von Prof. Besseler Handels Concerto grosso h-moll im ersten und zweiten Satz (Largo-Allegro). Sodann folgte die im Mittelpunkt der Veranstaltung stehende Rede des Gaustudentenführers Dr. Scherberger. Zunächst begrüßte der Redner die Ehrengäste und hob dabei besonders die Anwesenheit des Rektors, Staatsminister und **H**-Oberführer Prof. Dr. Schmitthenner, und des stellvertretenden Gauwalters des NSLB, Pg. Albert Geißel, hervor. Danach entbot er dem leider abwesenden Ernst Krieck den Gruß der festgemeinde und wünschte ihm baldige Genesung von seiner Grippe-Erkrankung. Dr. Scherberger betonte in seiner Würdigung des Kämpfers und Wissenschaftlers Ernst Krieck eingangs dessen Kameradschaft zum Studententum. „Wer kann es hindern, daß die Verehrung der Jugend solchen Männern entgegenliegt?“, rief er abschließend aus. Jetzt kam der Redner zu den Leistungen Ernst Kriecks in der nationalsozialistischen Gegenwart: „Der Aufbruch eines nationalsozialistischen Zeitalters wurde befohlen durch eine neue Anschauung der Welt. Wenn es der Wissenschaft gelingen soll, mit der deutschen Wiedergeburt Schritt zu halten, so liegt die Voraussetzung dazu in der tatsächlichen Bewältigung der Gehalte des nationalsozialistischen Weltbildes mit den Mitteln der wissenschaftlichen Arbeit. Diese Aufgabe ist um so schwerer, als den aktiven Nationalsozialisten die mühsame Arbeit der Gelehrtenstube sicherlich weitaus weniger liegt als die politische Tat.“

Es werden Beispiele angeführt, die die Notwendigkeit ernstester Wissenschaftsarbeit für das Ganze belegen. „Vor unseren staunenden Augen ersteht in wenigen Monaten das größte Festungswerk aller Zeiten, der Wall im Westen. Aber vergessen wir nie, daß eine Unzahl technischer Erfindungen durch ganze Generationen von

Entdeckern nötig waren, damit dieses Werk entstehen konnte. Ihre Namen sind zumeist unbekannt.“ Rechtzeitig aber müßte eine heutige Zeit an ihre großen Männer denken, und deshalb sei diese Feierstunde. Es wird die Zeit gestreift, in der Krieck als Redner von Versammlung zu Versammlung fuhr und für die NSDAP warb, und wie gleichzeitig sein Werk über nationalpolitische Erziehung entstand, das einen außergewöhnlichen Erfolg hatte, in mehrere Sprachen übersetzt wurde und Krieck so zum Schöpfer der nationalsozialistischen Erziehungswissenschaft machte. Ernst Krieck gebühre das Verdienst, die Neutralität und hilflose, falsch verstandene Freiheit aus der Wissenschaft hinausgesetzt zu haben. „Die Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung ist aber eine zeitlose Aufgabe und niemals beendet. Wer in diesem Ringen steht und in Zukunft stehen wird, weiß, wie groß und scharf geschliffen die Waffe ist, die Krieck uns in der Wissenschaft gegeben hat.“ Er sei der Mann gewesen, der als erster dafür kämpfte, daß einem nationalsozialistischen Deutschland eine nationalsozialistische Hochschule erstehen. Dr. Scherberger beendete seine oft von Beifall unterbrochene Rede, die hier nur auszugsweise wiedergegeben werden kann, mit den Sätzen: „Es ist nicht der Wunsch des Mannes, dessen Namen wir über unsere heutige Feierstunde geschrieben haben, daß seine Person im Mittelpunkt steht, aber für ihn und uns ist diese junge Front fanatisch kämpfender Nationalsozialisten die höchste Hoffnung. Sie wird den Kampf Ernst Kriecks und sein Werk unaufhaltbar dem Siege entgegenführen, so wie die nationalsozialistische Bewegung auf allen Schauplätzen ihres Ringens gesiegt hat und weiter siegen wird.“

Es folgte jetzt das Präludium e-moll von Bach mit Dr. Haas an der Orgel. Ein Mitarbeiter Professor Kriecks, Pg. Bähr, las nun aus den Werken „Leben“ und „Völkisch-politische Anthropologie“ des Gaukulturpreisträgers. Hieran schloß sich — von K. M. Komma bearbeitet — ein Liedsatz für Orgel von Spitta „Es droht der Marsch der Kolonnen“. Hans Bähr las in der



(Aufn.: Staatl. Landesbildstelle Karlsruhe.)

Blick in die Festversammlung; in der ersten Reihe unter anderen Rektor Minister Schmitthenner und Frau; Frau Krieck; Gaustudentenführer Dr. Scherberger.

folgte die Feuerrede, die Krieck in Frankfurt a. M. im Jahre 1931 vor den Studenten anlässlich der Sommwendfeier hielt und in der er das Dritte Reich prophezeite. Diese Rede führte i. Zt. zur Strafverurteilung des nationalsozialistischen Kämpfers. Aus „Volk im Werden“ wurde abschließend der „Ausblick 1938“ vorgelesen, in dem Ernst Krieck zu den Großtaten des Führers und dem Entstehen Großdeutschlands Stellung nimmt. Die Feier schloß mit Handels drittem und viertem Satz aus seinem Concerto grosso h-moll.

Bücher und Schriften

Kolf Fahrenkrog: Europas Geschichte als Rassen-
schicksal / Hesse & Becker, Leipzig, 439 S.

Nach einer Einführung des Leiters des Rassenpolitischen Haupt-
amts, Pg. Groß, in welcher das Wesen und die Notwendigkeit der
rassischen Geschichtsbetrachtung dargelegt wird, beginnt das eigent-
liche Werk, das in seiner Folge von verschiedenen Autoren ver-
fasste Einzelbetrachtungen über die Entwicklung der Völker bringt.
Die Darstellung umfaßt alle Völker, die in Europa eine Rolle
spielten und noch spielen. Die geschichtliche Entwicklung wird dabei
immer als Funktion der rassischen Zusammensetzung der Völker
aufgezeigt. Das Werk will, wie der Herausgeber in einer Vor-
bemerkung schreibt, noch keine ganzheitliche Geschichtsdarstellung
zeigen — es soll vielmehr erst ein Beitrag zur Vorarbeit dazu
sein. Dieses Ziel ist voll und ganz erreicht.

Die Sprache ist lebendig, die Ausführungen leicht verständlich und
bei den meisten Autoren von bemerkenswerter Klarheit. Mancher
heute noch immer in der liberalistischen Geschichtsbetrachtung
befangene Leser wird vollkommen neue Gesichtspunkte finden.
Aus diesem Grunde gehört das Werk in den Bücherschrank eines
jeden politisch aufgeschlossenen Menschen. Vorger.

Hugo Rabitsch: Jugenderinnerungen eines zeit-
genössischen Linzer Realschülers. Aus Adolf Hitlers
Jugendzeit / Deutscher Volksverlag, München / 3,50 RM.

Das im Jahre 1937 erschienene Buch ist ein schöner Beweis für
die Liebe der Linzer, ja der Östmärker, zu ihrem größten Sohn.
Alle Orte und Menschen, die in der Jugend unseres Führers eine
Rolle spielten, werden mit Takt und viel Liebe zum Leben erweckt;
wir tun einen Blick in die Familie Hitler, in die Jugendspiele
und Taten der Väter, von denen Adolf Hitler einer war, und ein
echter Junge. Das Buch bringt nun im Gegensatz zu vielen
abseits stehenden Schreibern über die Jugend unseres Führers
keine Aufblähung „sensationaler“ Jugendeigenschaften. Im Mittel-
punkt der Darstellung steht nun, wie der Titel schon sagt, die
Linzer Realschulzeit. Und diese Erinnerungen sind recht gründlich
und zahlreich. Die Persönlichkeiten der guten und schlechten Lehrer,
aus der Schülerperspektive gesehen, — und die Jugend ist ein
scharfer Beobachter! — marschieren hier gleichsam an uns vor-
über. Mit viel Liebe verweist der Verfasser bei den Lehrern,
die dem jungen Adolf Hitler viel mit auf den Lebensweg gegeben
haben, besonders bei Professor Dr. Poetsch. Auch der Bericht des
alten Lehrers Dr. Ziemer über seinen Besuch bei seinem früheren
Schüler, dem Führer des Dritten Reiches, ist aufgenommen, ein
Bericht übrigens, der der „Linzer Tagespost“, die diesen Bericht
1937 abdruckte, die Verfolgung des Schulsnig-Systems eintrug,
andererseits aber begeisterte Sympathieklänge des deutschen
Volkes in Österreich auslöste. Selbst die Theaterzettel des Linzer
Theaters werden aufgeführt, hat doch dieses Theater gerade durch
seine Aufführungen Wagnerischer Opern in dem jungen, begeisterten
Freund der Musen die nimmer verstehende Liebe zu Wagners
Kunst begründet. Selbst die Anfügung des damaligen Lehrplans
der Linzer Schule ist nicht vergessen. Die Wirkung dieses an-
spruchslosen Buches wird noch erhöht durch die Beifügung vieler
Bilder im Anhang, die alle uns lieb gewordenen Stätten und
Personen der Kindheit und Jugend unseres geliebten Führers
festhalten. Alles in allem ein fleißiges Buch, das sich fern hält
von jeder Legendenbildung und Effekthascherei, aber besetzt ist
von der Erkenntnis für die Größe der gestellten Aufgabe. L. Michel.

Karl Weinberger: Der Kegerrichter Konrad.
Historischer Roman / Hesse & Becker, Leipzig.

Karl Weinberger läßt in seinem Roman eine der trübsten Ge-
stalten der deutschen Geschichte lebendig werden: Konrad von
Marburg, der Beichtvater der heiligen Elisabeth. Im Auftrag
des Papstes durchzieht er als Magister der Inquisition die deut-
schen Länder und überantwortet hunderte deutscher Menschen den
Flammen der Scheiterhaufen, um die Ketzerei auszurotten; Ver-
brechergesindel leistet ihm Zehnerdienste.

Die Charaktere sind lebenswahr gezeichnet, die Gestalt Konrads
ist meisterlich herausgearbeitet. Die Darstellung des Geschehens
beruht auf historischen Überlieferungen. Zum Schluß allerdings

verläßt Weinberger den Boden geschichtlicher Tatsachen, wenn er
frank und frei behauptet (S. 312/13), daß mit der Ermordung
Konrads der Versuch, auch in Deutschland die Inquisition einzu-
führen, gescheitert sei. Abgesehen davon, daß man das Wüten
Konrads nicht als „Versuch“ zur Einführung der Inquisition be-
zeichnen kann, ist diese Behauptung geschichtlich unwahr. Es muß
dies um so mehr auffallen, als der Verfasser sichtlich bemüht ist,
bei der Charakterisierung Konrads und der Darstellung seines
Treibens sich treu an die Überlieferung zu halten. Ist sich der
Verfasser bewußt, daß er durch eine solche Behauptung der Katho-
lischen Kirche wertvolle Hilfestellung leistet? Guido Oef.

Ludwig Finckh: Stern und Schicksal (Johann Keplers
Lebensroman) / Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart / Leinen
5,25 RM.

Unstetigkeit und Wandertrieb hatte der junge Johannes von seinem
Vater geerbt, der ein Landsknecht gewesen war. Im Schwaben-
land stand seine Wiege. Aus dem Stift in Tübingen sollte er als
Pfarrer hervorgehen. Doch das Schicksal und Keplers Wille
wollten es anders. In eigentümlicher Weise und ganz im Stil
seiner Zeit finden wir bei Kepler klare Mathematik und Astrono-
mie gepaart mit Kalendermacherei, Sterndeuterei und Mystik.
Mit Kalendermachen hat er übrigens längere Zeit sogar sein Brot
verdient. Wie mußte Kepler gegen den Aberglauben seiner Zeit
kämpfen! Mit Mühe und Not konnte er seine eigene Mutter, die
als Hexe verschrien war, dem Feuertod entreißen. Mit den
großen Geistern seiner Zeit: mit Galilei und Tycho de Brahe
steht er in eifrigem Gedankenaustausch. Sein Haupttätigkeitsfeld
liegt in Graz und Prag und später in Linz, obwohl er so gern in
seiner schwäbischen Heimat gewirkt hätte. Konfessionelle Eng-
stirnigkeit der maßgebenden Männer versagte ihm das. Inmitten
der Unruhe der Zeit — wir stehen vor und in dem Dreißigjähri-
gen Krieg — und geplagt von familiensorgen und Leid arbeitet
dieser große Mann unentwegt an der Entdeckung der Gesetze der
Sternenwelt, setzt das Werk Brahens fort und stößt vor bis
zu den Erkenntnissen, deren Anwendung dem Engländer Newton
vorbehalten bleiben sollte. Liebevoll, packend und vielseitig ist das
Leben Keplers durch Ludwig Finckh in diesem Lebensroman nach-
gezeichnet. Alles in allem ein Buch, das einen weiten Leserkreis
verdient. L. Michel.

H. Fr. Blundt: Walter von Plettenberg. Deutsch-
ordensmeister in Livland / Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg
1938.

Wie in fast all seinen Romanen hat der Hanseate H. Fr. Blundt
auch in diesem Werk eine Großtat nordischen Kolonistengeistes
verherrlicht: die tapfere Selbstbehauptung der deutschbaltischen
Ordensritter gegen russische Herrschaftsgelüste. In der Zeit deut-
scher Glaubenswirren, als das Reich ohnmächtig zusah, wie mäch-
tige Nachbarn deutsches Land an sich rissen, hat Walter von
Plettenberg mit starker Hand die baltischen Provinzen zusamen-
geschlossen, um sie zum Widerstand gegen das Riesenheer Twans
des Schrecklichen zu rüsten. In furchtbaren Kämpfen gegen eine
vielfache Übermacht hält er jahrelang mit seiner kleinen Ritter-
schar allen feindlichen Anstürmen stand. So ist es Plettenbergs
Verdienst, wenn das Baltenland vor völliger Verrufung bewahrt
blieb, ein Verdienst, das nicht nur den Deutschen, sondern auch den
Esten, Letten und Littauern zugute kam.

In der bedächtig fortschreitenden Romanhandlung, die sich in der
Schilderung der Entscheidungsschlacht bei Pleskau zu machtvoller
Höhe steigert, wird das feldherrliche und staatsmännische Genie
des Ordensmeisters deutlich, zugleich auch seine menschliche Größe,
die sich in Glaubenszweifeln und Seelenkämpfen leidvoll bewährt.
Blundt vermittelt auch ein lebensechtes Bild von deutscher Städte-
kultur, wie sie sich damals bis an den Peipussee erstreckte. Die
Tragik des Deutschbaltentums, die sich am Weltkriegsende so er-
schütternd offenbarte, wird von dem Dichter in ihren Wurzeln
aufgedeckt. Plettenbergs heroische Haltung steht sinnbildlich für
die unvergängliche Leistung des Deutschtums im Baltenland. So
reicht sich Blundts Darstellung würdig an die baltischen Romane
eines Vegeack, Mantuffel und Taube, die alle die baltische
Tragödie in der Nachkriegszeit behandelt haben. Dentmann.

Franz Schauwecker: Der große Verzicht / Giese & Becker, Leipzig / 136 S.

Zwei große Männer der Weltgeschichte, Napoleon und Friedrich der Große, stehen im Mittelpunkt der beiden unter diesem Titel zusammengefaßten Erzählungen. In „Northumberland“ wird dargestellt, wie Napoleon auf der Fahrt nach St. Helena die Möglichkeit hat, sich des Schiffes zu bemächtigen und damit vielleicht sein Schicksal zu wenden. Er verzichtet. In „Die Rückkehr“ gestaltet Schauwecker jenen stillen Einzug des großen Preußenkönigs nach dem Siebenjährigen Kriege in Berlin. Er verzichtet auf jeden festlichen Empfang als äußere Bestätigung der heroischen Leistung. Beide Entschlüsse wurzeln in dem Wissen um die Einzigkeit der Größe und in der durchdringenden Erkenntnis der Menschen und Dinge. Aber bei Napoleon bedeutet der Verzicht eine, allerdings in der Haltung großartige, doch bedingungslose Unterwerfung unter das Schicksal. Er steht schon auf dessen äußerer Linie. Friedrichs des Großen Verzicht dagegen birgt als Antwort an das Schicksal trotz aller skeptischer Vorzeichen schon den Willen zu einer rastlosen Tätigkeit, geboren aus der zwingenden Verpflichtung jener aufsteigenden Bilder eines grauenvollen Krieges. Die Sprache Schauweckers ist zuchtvoll, knapp und der inneren Größe des Gegenstandes angemessen. E. Kurzenhäuser.

Unter vier Augen mit Napoleon. Denkwürdigkeiten des Generals Caulaincourt, Herzog von Vicenza, Großstallmeister des Kaisers / Autorisierte Übersetzung, Auswahl und Bearbeitung von Friedrich Matthaeus / Velhagen & Klasing, Bielefeld, Leipzig 1937 / XX und 308 Seiten, acht Abbildungen, Leinen 8,50 RM. Mit der von Friedrich Matthaeus besorgten Auswahl und Bearbeitung der Denkwürdigkeiten des großen Generals Caulaincourt ist dem deutschen Lesepublikum ein Zugang ersten Ranges zu dem Politiker und Menschen Napoleon erschlossen worden. Die Darstellung beginnt 1807 — Napoleon auf der Höhe seiner Macht — und schließt 1814 mit der Schilderung seines Sturzes, der ihn nach Elba bringt. Caulaincourt, der Edelmann aus altem Geschlecht, hat sich dem diplomatischen Dienst seines Vaterlandes zur Verfügung gestellt, als Großstallmeister des Kaiserreiches kam er in enge Berührung mit dem Herrscher und blieb dabei ein aufrechter Mann. So tragen seine Memoiren die Merkmale des Kenntnisreichen und Wahrhaftigen. Das wichtigste Stück des Werkes ist die Schlittenreise, d. h. die Gespräche zwischen dem Kaiser und seinem Großstallmeister als einzigem Begleiter auf der 14tägigen Flucht von Wilna nach Paris. Daß sich bei dieser Gelegenheit dem geschlagenen Kaiser Fragen stellten, war klar. So ist in den Gesprächen dieser 14 Tage eine Einführung in die Antriebe und Absichten napoleonischer Politik enthalten, die Größe der Pläne und die Gründe des Versagens werden verständlich. Es muß dabei betont werden, daß Caulaincourt immer als Gegner der Rußlandpolitik von Napoleon aufgetreten war und nun nach der Niederlage seinen Kaiser in der Verteidigung fand. — Zu einem neuen Höhepunkt steigen die Denkwürdigkeiten bei der Schilderung der dunklen Vorgänge im Schloß Fontainebleau. Es darf bei der Zuverlässigkeit des Zeugen der Selbstmordversuch des abgedankten Kaisers als Tatsache erwiesen sein.

Wer sich durch ein Quellenwerk eine genaue Kenntnis der Zeit und ihrer führenden Menschen verschaffen will, darf an diesen Denkwürdigkeiten nicht vorübergehen; einzigartig ergänzen sich dabei Belehrung und Genuß. Michel Fuhs.

Josef Müller-Blattau: Geschichte der deutschen Musik / Vieweg-Verlag, Berlin 1938 / 318 S., brosch. 5 RM., Ganzleinen 6,50 RM.

Was dem Musikkritiker und Fachmusiker lange schon fehlte, ist endlich zur Tat geworden: eine Geschichte der deutschen Musik in einem Band zu einem erschwinglichen Preis, denn die Anschaffung von H. J. Mosers dreibändiger deutschen Musikgeschichte blieb bei dem verhältnismäßig hohen Preis mehr oder weniger auf die Fachmusiker beschränkt. Das aber unterscheidet Müller-Blattaus Werk von bisher erschienenen größeren und kleineren Schriften über deutsche Musik, daß es sowohl dem Fachmusiker als auch dem Musikliebhaber gleichviel zu sagen hat. In ungemein klarer und schlichter Sprache, unter Vermeidung jedes unnötigen Fremdworts, behandelt der Verfasser in fünf großen Abschnitten die Geschichte der deutschen Musik, und zwar immer in lebendigem Zusammenhang mit der Kulturgeschichte, wobei die typisch deutschen Merkmale klar umrissen und hervorgehoben werden. Über hundert Musikbeispiele veranschaulichen die Darstellung, der nach jedem Kapitel eine Angabe des wichtigsten Schrifttums folgt.

Schon aus der neuartigen Einteilung des Stoffes geht hervor, daß der Verfasser (Professor an der Universität Freiburg) auch

neue Wege einschlägt. Er gibt seinen großen Abschnitten nicht die üblichen Überschriften wie Barock, Klassik u. dgl., sondern er stellt sie vor den plastischen Hintergrund eines allgemein bekannten geschichtlichen Ereignisses oder eines großen Meisters.

Ausgangspunkt für die gesamte Musikbetrachtung ist das Volkslied, weil es alle unvergänglichen Merkmale unseres Volkes und unserer Rasse von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag am reinsten bewahrt hat. So wird auch der erste Abschnitt: „Die Musik in altgermanischer Zeit“ recht ausführlich behandelt, weil das Volkslied hier seinen Ursprung nimmt und dann die gesamte deutsche Musikgeschichte hindurch den unvergänglichen Quell darstellt, aus dem jeder große Meister seine Kräfte schöpft. Der zweite Abschnitt umfaßt die Musik des deutschen Mittelalters (bis zu Luthers Tode), während der dritte Teil die Musik im Zeitalter des großen Krieges zum Gegenstand hat. Die Musik der Goethezeit wird im folgenden Abschnitt zum ersten Male auch in kulturgeschichtlichem Zusammenhang gesehen. Den abschließenden Teil von Verfall und Erneuerung kann man nicht oft genug lesen und überdenken, denn hier sind mit mahnender Deutlichkeit alle jene unheilvollen Kräfte aufgezeigt, welche die deutsche Musik dem Verfall zuführten, von dem sie sich jetzt erst allmählich wieder zu erholen beginnt.

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit vermittelt uns Müller-Blattau umfassende Kenntnis des musikalischen Geschehens der Geschichte unseres Volkes; was mir aber noch wichtiger erscheint, ist die Kunst des Verfassers, gleichzeitig auch den Leser für die großen und kleineren Meister deutscher Musik zu begeistern und anzuregen, das Erbe unserer Vorfahren zu pflegen und hegend weiterzutragen. Daher sollte dieses Buch im Besitz jedes musikliebenden Deutschen sein, um ihm immer wieder ins Bewußtsein zu bringen, welche Verantwortung wir in musikalischer Hinsicht Gegenwart und Zukunft schuldig sind. W. E. Sjöner.

Ewiges Deutschland. Ein deutsches Hausbuch / Herausgegeben vom Winterhilfswerk des deutschen Volkes. Mit vielen Holzschnitten / Georg Westermann, Braunschweig / Leinen 3 RM.

Es ist bekannt, daß das vom WZW. des deutschen Volkes herausgegebene Buch „Ewiges Deutschland“ viel Weihnachtsfreude bereitet hat. Es sei hier darauf hingewiesen, daß dieses Buch ein treuer Jahresbegleiter sein kann. Über seinen Sinn und Gehalt schreibt der bekannte Dichter Werner Jansen folgendes: „Das Schaffen eines Dichters bedeutet ja nichts anderes als eine Rückgabe alles dessen, was ihm sein Volk schenkte — eine Rückgabe in verklärter Form, denn die Dichter fliegen mit den Gaben ihres Volkes an die Sterne, und Gottes Atem haucht ewige Schönheit darüber.“

Aber nun soll es auch jeder im Hause haben, all das Schöne aus sieben Jahrhunderten, was über Zeit und Wandel unwandelbar jung und lebendig geblieben ist, nun soll es im Schrank der Reichen stehen wie auf dem Bord der vielleicht vom äußeren Glück, aber nicht von uns Vergessenen, hoch oben auf den Almhütten und tief im Tal, allüberall, allüberall soll es läuten wie eine Glocke, und ein Klang beherrsche die Julnacht: Ewiges Deutschland! — Was ist da Treffliches versammelt: Erzählungen, Sprüche, Gedichte, von Walter von der Vogelweide bis zum Lied der Getreuen, mit unvergleichlicher Sorgfalt und feinem Takt von August Friedrich Velmede in den Rahmen der Monate gespannt und aufeinander abgestimmt — nichts, was nicht jeder verstehen könnte, nichts, was dem strengsten Dichterrichter ärgerlich erschiene. Wie wunderschöne, wechselvolle Landschaftsbilder der deutschen Seele liegt es offen vor dem Leser, hier voller Geziertheit, dort voll herben Ernstes, da milde und freundlich, da vom Eisen des großen Krieges umpanzert, immer deutsch, immer klar und durchsichtig bis zum Grunde. Meister des Holzschnittes und der Feder — voran der Österreicher Ernst v. Dombrowski — haben es mit köstlichem Bildwerk geschmückt.“

Wenn ein Dichter, der selbst in den Jahren des Niedergangs auf unsere völkische Wiedergeburt einen großen Einfluß ausübte, ein Buch derart beurteilt, müssen in diesem Buch die völkischen Werte verborgen liegen und zu heben sein, denen er gelebt hat und denen wir heute leben. Michel Fuhs.

Rufe über Grenzen. Dichtung und Lebenskampf der Deutschen im Ausland. Herausgegeben von Dr. Heinz Kindermann, Professor an der Universität Münster / Junge-Generation-Verlag, Berlin 1939 / 2., veränderte Aufl., 432 S., Ganzleinen 4,80 RM.

Das bei Brockhaus erschienene Monumentalwerk „Buch vom deutschen Volkstum (Wesen, Lebensraum und Schicksal aller Deutschen des Erdballs)“ hat in Kindermanns Buch „Rufe über

Grenzen" eine großartige Ergänzung erhalten. Die Dichtung der hart und schwer um ihr Lebensrecht kämpfenden 20 Millionen Deutschen im Ausland ist ein gewaltiger Chor der Bewährung. Nicht ohne innere Ergriffenheit liest man in diesem Buche, das folgende Kapitel enthält: Danzig, Memelland, Die Balten, Die Rußland-Deutschen, Die Deutschen in Polen, Die Deutschen in Ungarn, Die Deutschen in Rumänien, Banat, Burgenland, Bessarabien, Die Deutschen in Südslawien, Die deutschen Schweizer, Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Nordschleswig. Im zweiten Teil werden behandelt und kommen zu Wort: Das Deutschtum in Nordamerika (Vereinigte Staaten, Texas, Kanada), Das Deutschtum in Südamerika (Brasilien, Argentinien, Chile, Mittelamerika), Das Deutschtum in Asien und endlich Deutsch-Afrika. Einer lebendigen Einführung in jedes Gebiet folgen — Dokumente des Heimwehs und der Treue — Proben auslanddeutscher Dichtung. Wir begegnen bekannten Namen wie Mar Salbe (Ostpreußen), Agnes Miegel (Memelland), Siegfried von Vegesack (Baltenland), Josef Pöten (Wolgaland), Jakob Bleyer (Ungarn), Adam Müller-Guttenbrunn (Banat), Jakob Schaffner (Schweiz), Friedrich Lienhard und Ernst Stadler (Elsaß), Adolf Bartels (Nordschleswig), Maria Kahle (Brasilien), Karl Goetz (Asien), Hans Grimm (Deutsch-Afrika). Wir lernen aber auch ungezählte neue, im deutschen Mutterland unbekannte Dichter kennen. Jeder einzelne ist ein Zeuge, daß die 100 Millionen Deutschen der Erde eine große Bluts- und Schicksalsgemeinschaft darstellen. In der Tat: es ist ein gewaltiger Chor der Treue und Bewährung, diese von Heinz Kindermann gesammelten „Rufe über die Grenzen“. E. Baader.

Bieger und Wahlström: Wildlebende Säugetiere / Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher / Carl Winter, Heidelberg 1938 / 210 S., 64 farbige Tafeln.

Das Buch, das in mehrere Teile eingeteilt ist, will dem ein Führer sein, der Liebe und Freude an der Natur hat. Es beginnt mit einer kurzen Kennzeichnung der Säugetiere, der eine übersichtliche Systematik folgt. Der dritte Abschnitt bringt einen Überblick über die Säugetiere nach biologischen Gesichtspunkten. Mehrere Tafeln von Spuren, Fährten und Losung der verschiedenen Tiere nach jagdlichen Gesichtspunkten geordnet erhöhen den praktischen Wert des Büchleins. Einer kurzen Abhandlung über Gehörn- und Geweihbildung sowie über die häufigsten Wildkrankheiten folgt eine Beschreibung über Schutzzeichen. Sorgfältig ausgeführte Tafeln von Schädeln und anderen Merkmalen zur systematischen Unterscheidung sind eingefügt. Sogar die Schuß- und Schonzeiten unserer jagdbaren Tiere und ein mehrseitiges Lexikon der Weidmannssprache fehlen nicht. Den Schluß bildet ein mit sehr guten farbigen Bildern ausgestatteter Teil, der die Säugetiere beschreibt. Das Büchlein ist recht gut gelungen und sein Erscheinen füllt zweifellos eine Lücke aus. Jeder Naturfreund, jeder junge und alte Jäger, vor allem aber auch jeder Lehrer wird mit reichem Gewinn dieses Büchlein benutzen können. Wenn überhaupt eine Schwäche zu bemerken ist, so ist sie im dritten Teil, der einige

Fühne Vermutungen bringt. Vielleicht wäre besser der „biologische“ Überblick ganz weggeblieben, da der Wert kurzer allgemeinbiologischer Betrachtungen in einem kleinen Werk immer fraglich ist. Man hätte dafür die Einzelbeschreibungen etwas ausführlicher anlegen können.

Diese Bemerkungen sollen indes den großen Wert des Büchleins nicht beeinträchtigen. Das Werkchen, dessen Farbtafeln von Professor Nische stammen, kann nur jedem zur Anschaffung empfohlen werden. Borger.

Das Wehrschach (Taktik) / Einführung in das zeitgemäße Kampf- und Turnierspiel mit Erläuterungen durch Eröffnungsspiele, Studien und Probleme von K. O. Schmeißer unter Mitwirkung von Kurt Paetzold / Verlag „Die Wehrmacht“, Berlin W 8 / 1,20 RM.

Allen Freunden, die sich das neue Wehrschachspiel bereits erworben hat, wird dies für den Anfänger durchaus erschöpfende Werkchen höchst willkommen sein, ist es doch besonders auch geeignet, alle bei dem Spiele selbst aufgetretenen Zweifelsfragen zu klären. Darüber hinaus bietet es eine knappe Entstehungsgeschichte des fesselnden Spieles, das seinem Grundgedanken nach bis ins Jahr 1779 zurückreicht und nach etwa 160 Jahren die glückliche Idee des Braunschweigischen Magisters Zellwig in moderner Ausprägung verwirklicht. Den Hauptteil der Schrift bildet eine klare und übersichtliche Zusammenstellung der Regeln und Grundsätze des Wehrschachs, deren Faßlichkeit durch Abbildungen und Diagramme wesentlich gefördert wird. Als einprägsamer Abschluß werden etliche gut erläuterte Partien, sowie Mittel- und Einzelspielstudien geboten; sie lassen auch Anfänger rasch in die Feinheiten des geistvollen Kampfspieles eindringen. (Einige kleine Druckversehen wirken gelegentlich etwas störend, doch wird sie der aufmerksame Spieler un schwer berichtigen können.)

Das Wehrschach selber ist i. ü. nicht, wie man vielleicht aus dem Namen schließen möchte, eine mehr oder minder geschickte Nachahmung des Flaischens Schachs; es erinnert an dieses nur durch den verschiedenen Einsatzwert der Figuren, die aber beim Wehrschach in symbolischer Weise dem eigentümlichen Charakter neuerzeitlicher Kampf Waffen angepasst und völlig selbständig gestaltet worden sind. Auch der Grundsatz des Schlagens weicht auffällig von dem des indischen Schachs ab; nur das Zusammenwirken mindestens zweier Figuren führt zur Eroberung einer gegnerischen Waffe.

Es wäre zu wünschen, daß durch die kleine Schrift die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, nicht zuletzt auch unserer heranwachsenden Jugend, auf dieses moderne und tiefe Kampfspiel gelenkt werden möchte; in der Erkenntnis seiner geistesbildenden und wehrerzieherischen Bedeutung ist ihm vielerorts schon von amtlichen Stellen eine wohlverdiente Förderung zuteil geworden. Vielleicht könnte gerade auch unsere badische Schule hier einen wertvollen Beitrag leisten. G. Fabricius.

Die angezeigten Bücher sind in Gemeinschaftsarbeit der Jugendschriften-Abteilungen des NSLB, geprüft, in der Monatschrift „Jugendschriften-Warte“ (Deutscher Volkverlag, München, vierteljährlich 1,80 RM.) ausführlich besprochen und in der Gau-Jugendbücherei zu Karlsruhe, Sofienstraße 41, zur Besichtigung ausgestellt.

J. Spangenberg: Jügel lang — Pferde loben / Reitbuch für Mädchen / Franckh, Stuttgart 1937 / 194 S., Leinwand 4,80 RM. — Vom 13. Jahre an.

Das Buch will vor allem Verständnis für den Reitsport wecken und die Liebe zum Pferde in den jungen Menschen wachrufen. — „JSW.“, November 1938.

K. Springenschmid: Unter dem Tiroler Adler / Franckh, Stuttgart 1935 / 63 S., brosch., auch kart. 0,80 RM. oder 1,20 RM. — Vom 12. Jahre an.

Die Geschichten von Not und Kampf in den Bergen geben ein erschütterndes Bild von der heißen Vaterlandsliebe und dem unerschütterlichen Ringen unserer deutschen Brüder in Tirol in den Notjahren 1809, 1915/17 und 1918. — „JSW.“, November 1938.

E. Witteck: Mai 1918 — Eine Armee greift an / Franckh, Stuttgart / 0,80 RM. oder 1,20 RM. — Vom 13. Jahre an. Das Buch vermittelt ein großes Erlebnis heldenhaften deutschen Frontgeistes und überragenden Führertums. — „JSW.“, November 1938.

W. E. Schäfer: Der 18. Oktober / Schauspiel / Franckh, Stuttgart / 0,80 RM. oder 1,20 RM. — Vom 16. Jahre an.

Der vaterländische Schwung und die mitreisende Sprache des Dichters müssen Begeisterung entzünden. — „JSW.“, Nov. 1938. K. Italiaander: Wolf Girth erzählt / G. Weiße, Berlin 1935 / 156 S., Leinwand 2,50 RM. — Vom 12. Jahre an. In anschaulicher Weise entrollt sich das Lebensbild eines echten Sportsmannes, der unserer Jugend Vorbild sein kann und sie für die fliegereie begeistern wird. — „JSW.“, September 1938.

S. Rüttgers: Götter und junge Helden / Sagen aus germanischer Frühzeit / Segel & Schade, Leipzig / 184 S., Leinwand 3,80 RM. — Vom 13. Jahre an.

Durch tiefe Einfühlung in das Wesen nordisch-germanischer Sprachgebung erhalten diese Wiedergaben auch dann, wenn ihnen keine altnordischen Quellen zugrundeliegen, im Sprachlichen eine einheitliche Prägung. — „JSW.“, Juli 1938.

U. Mähl: Enno wird versorgt / Junge Generation, Berlin 1937 / 295 S., Leinwand 4,80 RM. — Vom 16. Jahre an.

Ein Buch, das der heutigen Jugend die Vorkriegsverhältnisse lebendig macht und das auch hoffnungsvolle künstlerische Ansätze zeigt. — „JSW.“, Oktober 1938.

„Hilf-mit!“-Schriftenreihe, Heft 7: Schiff in Eis / Geschichten von Taten und Männern. — G. A. Braun & Co., Berlin / 64 S., 50 Kpf.

„Hilf-mit!“-Schriftenreihe, Heft 8: Der Pfeil des Bözen / Abenteuerliche Erzählungen. — G. A. Braun & Co., Berlin / 64 S., 50 Kpf.

W. Teich: *Leid der Glücklich* / Ein Lustspiel / Quickborn-Verlag, Hamburg / 9 männliche Spieler, Julizeit um das Jahr 1000, Nordostküste von Amerika.

A. Schubert: *Der Frauenjand* / Ein Spiel nach der Nordseefage / Quickborn-Verlag, Hamburg / Etwa 25 Darsteller, vom 14. Jahre an.

„Silf-mit!“-Schriftenreihe, Heft 9: *Wo brennts denn?* / Lustige Geschichten / S. A. Braun & Co., Berlin / 64 S., 50 Kpf.

K. Heinrich, A. Sirtus: *Der Zuckertütenbaum* / Segel & Schade, Leipzig 1928 / 29 S., Halbl. 2,80 RM. — Vom 5. Jahre an.

Ein schönes Geschenk für Schulanfänger. — „ISW.“, Dez. 1937.

E. Wenz-Victor, f. Rückert: *Vier Märlein* / J. Scholz, Mainz / 29 S., 1,25 RM. — Vom 4. Jahre an.

Rückerts vier Märlein vom Büblein, vom Bäumlein, vom Männlein in der Gans und vom kleinen Haushalt. — „ISW.“, März 1938.

E. Wenz-Victor: *Auf dem Bauernhof* / J. Scholz, Mainz / 8 S., 2,85 RM. — Vom 2. Jahre an.

Ein Bilderbuch zum Aufstellen. — „ISW.“, März 1938.

K. Haas: *Der Bergadler* / Geschichte eines Bergführers / „Das Berglandbuch“, Salzburg 1937 / 343 S., Leinwand 4,50 RM. — Vom 15. Jahre an.

Unter schwersten Opfern erschließt Friedel Imwienkler als Bergführer anderen die heimlichsten Schönheiten der Bergwelt. — „ISW.“, März 1938.

K. Pastenaci: *König Ka, der Vandale* / Die Eroberung des Theislandes durch die Germanen / Junge Generation, Berlin / 141 S., Leinwand 2,80 RM. — Vom 13. Jahre an.

Lebendiger Geschichtsunterricht in spannender Erzählform. — „ISW.“, Februar 1938.

K. Steinmez: *Pablo* / Eine Erzählung aus dem mittelalterlichen Spanien / Franckh, Stuttgart 1937 / 78 S., Halbl. 1,85 RM. — Vom 12. Jahre an.

Die Gemeinschaftsarbeit einer Klasse in einem süddeutschen Landeschulheim. — „ISW.“, März 1938.

L. Busemann: *In der Wildnis und im Zoo* / f. Borgmeyer, Hildesheim / 216 S., Leinw. 4 RM. — Vom 13. Jahre an.

E. Fahn: *Gans* / Eine Tiergeschichte für Kinder mit Bildern von E. Ohwald / J. Scholz, Mainz 1937 / 29 S., Pp. 1,25 RM. — Vom 7. Jahre an.

Die kurze Begebenheit ist ansprechend und anschaulich erzählt. — „ISW.“, März 1938.

Gelke, Ujadel, Wiers: *Der junge Reichsbürger* / Wegweiser durch die Gesetzgebung des nationalsozialistischen Reiches für den jungen Deutschen / E. Heymann, Berlin 1938 / 84 S., Kart. 1 RM. — Vom 16. Jahre an.

Die wichtigsten Gesetze der vier Jahre der Neuordnung des Reiches. — „ISW.“, April 1938.

O. Boris: *Varg und seine Wölfe* / K. Thienemann, Stuttgart 1938 / 158 S., Leinw. 4,20 RM. — Vom 13. Jahre an.

Eine meisterliche Tiererzählung, die uns das Raubtier in seinem Wildleben nahebringt und verständlich macht, dabei jedoch dem Tiercharakter vollkommen gerecht wird. — „ISW.“, Oktober 1938.

K. Berkner: *Stürmer im Osten* / f. Schneider, Berlin 1933 / 233 S., Leinwand 3,80 RM. — Vom 13. Jahre an.

hart greift der Krieg in das Leben eines jungen Kriegsfreiwilligen ein und läßt ihn zum Manne reifen. — „ISW.“, Oktober 1938.

E. Klatt: *Der Hund* / S. Stuffer, Berlin / 37 S., Pp. 1,50 RM. — Vom 12. Jahre an.

Die Handlung ist von Anfang an spannend, die Beschreibungen des Waldes und des Lebens in ihm sind wertvoll. — „ISW.“, November 1938.

Das Jugendbuch 1938/39 / f. Eher, München / Ein Auswahlverzeichnis empfehlenswerter Bücher für die deutsche Jugend / 20 Kpf.

Wiederum bringt der bewährte und überaus notwendige Ratgeber für jeden Bücherwart einen klaren Überblick über die Ernte an guten Jugendbüchern. Das Verzeichnis bietet einen Querschnitt durch das gesamte deutsche Schrifttum, indem es mit Werken der politisch-weltanschaulichen Schulung (für HJ-Führer und Erzieher) beginnend, bis hinunter zum Bilderbuch des Kleinkindes reicht. Dieses Heft gehört zum unbedingt erforderlichen Handwerkszeug jedes Büchereileiters. Es ist zum Preis von 20 Kpf. durch den ortsansässigen Buchhandel zu beziehen.

Leesezeichen für die Schülerbüchereien / 100 Stück in vier Farben 1,65 RM. / E. Bertelsmann, Bielefeld.

Die für die Schülerbücherei beschafften Werke bedürfen schon ob ihres hohen Wertes dringender Schonung. Diese Leesezeichen sollen den Schüler veranlassen, jedes gute Buch als kostbaren Schatz zu beachten und zu werten.

Der Leiter der Jugendschriften-Abteilung, Gauverwaltung Baden: Jörger.

Aus Sippe und Familie.

I. Geburtsanzeigen:

1. Hauptl. Franz Günther und Anneliese, geb. Spänkuch, Poppenhausen, eine Tochter Mechtilde Hedwig, geb. am 16. 1. 1939 (3. Kind).
2. L.-Mf. Dr. Walter Reinhard und Gedy, geb. Schenker, Buchen, eine Tochter Heide, geb. am 14. 12. 1938 (2. Kind).
3. Hauptl. Friedrich Meny und Laura, geb. Feyel, Buchheim a. K., ein Sohn Günther Eduard August, geb. am 3. 1. 1939 (3. Kind).
4. L.-Mf. Franz Joseph Hack und Luise Emilie, geb. Kraus, Karlsruhe, eine Tochter Waltraud Grete, geb. am 13. 12. 1938.
5. Hauptl. Georg Dietz und Leni, geb. Dinner, Erdmannsweiler, eine Tochter Gisela Marianne, geb. am 2. 1. 1939 (5. Kind).
6. Prof. Dr. Hans Böll und Mella, geb. Lang, Karlsruhe, ein Sohn Klaus-Dieter, geb. am 22. 12. 1938 (1. Kind).
7. Hauptl. Theo Gäng und Paula, geb. Kamstock, Kilsheim, eine Tochter Annemarie, geb. am 1. 12. 1938 (1. Kind).
8. Hauptl. Richard Pfeiffer und Klara, geb. Köfler, Ispringen, eine Tochter Luise Erika, geb. am 7. 1. 1939 (2. Kind).
9. Hauptl. Peter Thoma und Gertrud, geb. Schorf, Reinhardtsachsen, ein Sohn Dieter Oskar, geb. am 11. 2. 1939 (2. Kind).
10. Hauptl. Kurt Bürcck und Olga, geb. v. Hausen, Kirchhardt-Bockschaff, ein Sohn Hans Joachim, geb. am 5. 12. 1938 (1. Kind).
11. Hauptl. Karl Spannagel und Maria, geb. Zurst, Brigach, ein Sohn Günter Karl, geb. am 5. 2. 1939 (3. Kind).

12. Hauptl. Valentin Schweiger und Emma, geb. Gargel, St. Peter, eine Tochter Inge Barbara, geb. am 13. 1. 1939 (3. Kind).
13. Hauptl. Oskar Hornung und Elsa, geb. Gorenflo, Liedolsheim, eine Tochter Marliße Gunda, geb. am 2. 1. 1939 (2. Kind).
14. Oberl. Wilhelm Brauch und Elsa, geb. Häuser, Wöfingen, ein Sohn Peter Arnd, geb. am 29. 1. 1939 (3. Kind).
15. Fortb.-Hauptl. Rudolf Greth und Charlotte, geb. Weißhaar, Triberg, ein Sohn Manfred, geb. am 9. 1. 1939 (2. Kind).
16. Tbst.-Lehrkand. Alfred Wimmerwieser und Lydia, geb. Diehl, Heidelberg, ein Sohn Reinhold Erwin Alfred, geb. am 20. 1. 1939 (3. Kind).
17. Hauptl. Gerhard Sieber und Liesel, geb. Hartmann, Mannheim, ein Sohn Horst Ludwig, geb. am 17. 12. 1938 (1. Kind).

II. Vermählungen:

1. Lehrer Ludwig Schneider, Windenreute (Emmendingen), Sohn des † Kaufm. Angestellten Karl Schneider in Emmendingen, am 28. 1. 1939, getraut mit Anne, geb. Hartstein, Tochter des Mechanikers Paul Hartstein, Peterzell.

III. Sterbefälle:

1. Oberlehrer a. D. Franz German Schreiber, Weisenbach i. M., geb. am 28. 10. 1853 in Öhringen, gest. am 14. 12. 1938, verh. 1. mit Karoline, geb. Groß (1. Kind), und 2. mit Adelheid, geb. Stetter (5 Kinder).
2. Hauptlehrer Friedrich Keller, Bödigheim (Buchen), geb. am 27. 9. 1903 in Bonaber (Kamerun), gest. am 30. 11. 1938, verheiratet mit Ellen Stöckigt aus Heidelberg (3 Kinder).
3. Fachlehrer Friedrich Wilhelm Jäger, geb. am 16. 7. 1877 in Belsenberg, gest. am 22. 1. 1939 infolge Herzschlages, verheiratet in zweiter Ehe mit Margarete, geb. Siegel.

Aus der Arbeit des Gaues

Versamlungsreihe der Fachschaft II
(Höhere Schule) des NSLB., Gau Baden
(Redner: Gaufachschaftsleiter Direktor Dr. Ganter.)

3. März 1939	Kreis Mannheim
4. März 1939	" Überlingen
8. März 1939	" Offenburg mit Kehl
11. März 1939	" Konstanz mit Stockach
15. März 1939	" Säckingen
18. März 1939	" Pforzheim

*

Versamlungsreihe der Fachschaft IV (Volks-
schule) des NSLB., Gau Baden.

(Redner: Gaufachschaftsleiter Schulrat Weinzapf.)

4. März 1939	Kreis Freiburg
11. März 1939	" Lörrach
18. März 1939	" Lahr

*

Versamlungsreihe der Fachschaft VI (Be-
rufs- und Fachschulen) des NSLB., Gau Baden.

(Redner: Gaufachschaftsleiter Direktor Dr. Sock.)

4. März 1939	Kreis Überlingen
8. März 1939	" Offenburg mit Kehl
11. März 1939	" Konstanz mit Stockach
15. März 1939	" Säckingen
18. März 1939	" Pforzheim

*

Aus der Tagungsarbeit der Kreise.
Kreis-, Kreisabschnitts- und Fachschaftstagungen vom 15. Februar
bis 28. Februar 1939.

Kreis	Thema	Redner
Donauessingen	Flugphysik	Kreisfach- bearbeiter Reich
Konstanz (Fachschaft IV)	Behandlung der Juden- frage im Unterricht der Volkschule	Hauptl. Saas
	Verwendung des fa- milien- und Heimatbu- ches von Walther im Unterricht	Hauptl. Werner
Lörrach	Deutsch- und Heimat- kunde im zweiten und dritten Schulj. (Lehr- probe)	Hauptl. Rogler
Mannheim (Abteilungs- leiter E. u. U.)	Durchführung der fach- lichen Arbeit	Zuber
Sinsheim	Was gedeiht auf unse- rem Heimatboden? (3. Schulj.)	Breulich
	WGW. (2. Schulj.) (Lehrproben)	Schäfer
Überlingen (Fachschaft IV Neersburg)	Heimatsforschung Unterrichtsprobe in Musik	Weckele L'Ass. Zagner
Überlingen (Fachschaft IV Pfullendorf)	Flugphysik Unterrichtsbilder aus dem Rechenunterricht einer Oberklasse	Lermig Kuppel

(In dieser Folge wurden zum letztenmal Tagungsmeldungen nach-
träglich bekanntgegeben.)

Tagungen der Kreise vom 5. bis 18. März 1939.

Kreis	Thema	Redner	Zeit und Ort
Bühl	Einführung in die praktische Arbeit der Reichsarbeitsgemeinschaft für Heil- pflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaf- fung	Krämer	11. März 1939 Bühl
Bruchsal	Erb- und Rassenlehre in der Volks- schule	Kreisfachbearbeiter Pfeiffer	13. März 1939 Philippsburg 14. März 1939 Langenbrücken 15. März 1939 Bruchsal
Karlsruhe	Die lebensanschauliche Überwindung des Judentums	Dr. Xunge	8. März 1939 Karlsruhe
Karlsruhe	Hauptfächer der Grundschule	Pg. Stoffel	8. März 1939 Bretten
Mannheim	Rassenpolitik und Schule	Prof. Schneider Gauamtsleiter der KPA.	8. März 1939 Mannheim
Mosbach (Fachschaft VI)	Beamtenrecht	Landgerichtsrat Geneka	8. März 1939 Mosbach
Sinsheim	Die Aufgaben des Erziehers in der Schule des Dritten Reiches	Direktor Ackermann	18. März 1939 Sinsheim
Stockach	Arbeitstagung der Vertrauensmänner: Tätigkeitsberichte	Kreisamtsleiter Mauch	8. März 1939 Stockach
Überlingen		Gärtner, Gauamtsleiter.	8. März 1939 Überlingen

Umfang der Schullandheimaufenthalte im Gau Baden im Schuljahr 1937/38.

	Zahl der Schulen:	Klassen:	Schüler:
Volksschulen:	36	63	2296
Oberschulen:	17	162	3819
zusammen:	53	225	6115

Die Gesamtverpflegungstage betragen 50 489.

Im Jahre 1938 wurden zwei neue Schullandheime in Betrieb genommen: Ein Mädchenschullandheim für die Heidelberger Volksschule in Neckarbischofsheim und ein Heim bei Gai-berg für das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg.

Im Gau Baden befinden sich somit 12 Schullandheime. Daneben wurden im Berichtsjahr noch die folgenden Jugendherbergen von Schulklassen für Schullandheimaufenthalte benützt: J. Wall-dürn, Mosbach, Dilsberg, Sohlberg, Badener Höhe, Hornisgrinde und Mummelsee.

Im ganzen Reichsgebiet haben im Schuljahr 1937/38 2506 Schulen 8087 Klassen mit insgesamt 225 497 Schülern in Schullandheime entsandt. Die Zahl der Verpflegungstage betrug 2 516 325. Neugegründet wurden 44 Schullandheime. Insgesamt bestanden am 1. Januar 1939 in Deutschland 378 Schullandheime.

Jr. Frey, Gaufachbearb. f. Schullandheime.

Mitteilungen des NSLB.

Fachtagung der Reichsfachgruppe für Lehrer an Gehörlosen-, Schwerhörigen- und Sprachheilschulen.

Im Auftrage der Reichsfachgruppe für Lehrer an Gehörlosen-, Schwerhörigen- und Sprachheilschulen in der Fachschaft V (Sonderschulen) des NS-Lehrerbundes veranstaltet die Gaufachgruppe Hamburg in Gemeinschaft mit der „Deutschen Gesellschaft für Stimm- und Sprachheilkunde“ und mit Unterstützung der Schulverwaltung der Hansestadt Hamburg in der Zeit vom 5. bis 7. Juni 1939 eine Fachtagung in Hamburg.

Auf dieser Tagung sollen die durch den Erlass des Reichsschulpflichtgesetzes angeregten Fragen der Schularbeit an Gehör- und Sprachgeschädigten vor den Vertretern der pädagogischen und medizinischen Forschung und Praxis zur Verhandlung kommen.

Anfragen sind an die Gauverwaltung des NS-Lehrerbundes, Fachschaft V, Hamburg 13, Curiohaus, zu richten. Das ausführliche Programm der Gesamtveranstaltung wird rechtzeitig zugesandt werden.

*

Hilf mit! Auslieferung der April-Nummer (Ostern).

Die Auslieferung der April-Nummer erfolgt für das gesamte Reichsgebiet vor Beginn der Osterferien. Wir richten uns so ein, daß die Nummer 9 anstatt ab 15. bereits ab 10. März verschickt werden kann.

*

Werbung bei Schulanfängern.

Wir stellen sämtlichen Schulen farbige Werbekarten zur Aus-händigung an jeden Schulanfänger zur Verfügung. Diese Werbe-karten für die „Deutsche Jugendburg“, Ausgabe A, sollen den Kindern zu Schulbeginn ausgehändigt und mit nach Hause gegeben werden. Die Karten werden mit der ersten Nummer versandt, die zum neuen Schuljahr ausgeliefert wird, also der Mai-Nummer, in die Schulen gelangen. Die Mai-Nummer der „Deutschen Jugendburg“, Ausgabe A, wird inhaltlich so leicht gestaltet, daß sie für die Schulanfänger geeignet ist.

Sachhefte der „Hilf-mit!“-Schriftenreihe.

In seinem Aufruf „5 Jahre Hilf mit!“ hat der Reichswalter des NS-Lehrerbundes, Gauleiter Fritz Wächtler, bereits zum Ausdruck gebracht, daß der NSLB. mit der Herausgabe der Sach-hefte im Rahmen der „Hilf-mit!“-Schriftenreihe der deutschen Schule und der deutschen Erzieherchaft die Möglichkeit gibt, im Schulunterricht für alle jene Gebiete einwandfreien und lebendigen zusätzlichen Unterrichtsstoff zu haben, die für die nationalsozialisti-sche Erziehung der deutschen Jugend besonders wichtig sind.

*

Ab Januar dieses Jahres erscheinen demnach monatlich die fol-genden Hefte:

- Nr. 10 „Rüfen steigt ins Leben“ (Rasse und Vererbung),
- Nr. 11 „Und dann gabs einen Knall“ (Verkehrserziehung),
- Nr. 12 „Gang über den Acker“ (deutsches Bauerntum, Blut und Boden),
- Nr. 13 „Die wunderbaren Geschichten des Sanitätsrats Weise“ (Gesundheitsführung),
- Nr. 14 „Schätze im Schutt“ (Schadenverhütung und Sachwert-erhaltung),
- Nr. 15 „Dem Reiche ver schworen“ (schicksalsverbundene Volks-gemeinschaft),
- Nr. 16 „Junges Werk schaffen“ (Werkfreude, Kunsterziehung).

Für diese sieben Sachhefte der „Hilf-mit!“-Schriftenreihe wurde das große „Hilf-mit!“-Format gewählt, wobei trotzdem der bis-herige Umfang der kleineren Schriftenreihe (Band 1 bis 9) von 64 Seiten beibehalten wurde. Das größere Format schafft die Möglichkeit, übersichten, bildliche Darstellungen und Statistiken, die für eine unterrichtliche Auswertung besonders wertvoll sind, in jedes Heft aufzunehmen. Besondere Bedeutung erhalten die Hefte „Und dann gabs einen Knall“ durch die laufenden Verkehrs-erziehungsmaßnahmen von Partei und Staat, „Gang über den Acker“ durch die große Aufklärungsaktion über die Landflucht, „Die wunderbaren Geschichten des Sanitätsrats Weise“ durch die gesundheitliche Aufklärungsaktion der HJ, „Schätze im Schutt“ durch die laufende Aufklärungsaktion des Reichskommissars für Altmaterialverwertung.

1 Blatt lelll. Von Prof. Kürz in entfern!

Lehrer und Lehrerinnen der Südwestmark

erweist Euch durch Mitarbeit und Bezug des „Deutschen Erziehers“ als lebendige Mitglieder des Nationalsozialistischen Lehrerbundes!